

2. Jahrgang. • Heft 4. • Juli 1903.

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3.—,
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung
von Gebrüder Böhme, Kattowitz O.-S., entgegen.
Postzeitungsliste Nr. 5899.

Oberschlesien in der Literatur.

Von

Dr. E. Zivier, Plesch.

Der im letzten Heft unserer Zeitschrift begonnene Bericht über Erscheinungen aus der neuesten wissenschaftlichen Literatur, die sich mit Oberschlesien befassen, soll hier durch ein Referat über das große, 756 Seiten starke, in einem etwas unhandlichen folioformat von Wilhelm Ernst & Sohn in Berlin herausgegebene Buch von Prof. Dr. Hermann Fechner in Breslau: „Geschichte des schlesischen Berg- und Hüttenwesens in der Zeit Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelms II. und Friedrich Wilhelms III., 1741 bis 1806“ fortgesetzt werden. Der Umstand, daß von dem angeführten Werke an dieser Stelle Notiz genommen wird, mag als Beweis dafür aufgefaßt werden, daß dem Buche in Bezug auf seine Bedeutung für Oberschlesien ein hoher Wert beigemessen wird.

Eine Geschichte des schlesischen Bergbaues lag bis jetzt vor nur in Steinbecks 1857 erschienenen zweibändigem Buche „Geschichte des schlesischen Bergbaues, seiner Verfassung, seines Betriebes“, die jedoch nur bis 1769 reicht und die Zeit von 1740 ab auch nur lückenhaft behandelt. Für die spätere Zeit mußte man sich mit einigen kürzeren, meistens nur Gelegenheitschriften, wie z. B. die von Albert Serlo: „Beitrag zur Geschichte des

schlesischen Bergbaues in den letzten hundert Jahren. Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens des Königl. Oberbergamtes in Breslau, 5. Juni 1869" begnügen. In den letzten Jahren haben sich Schriften von Konrad Wutke, wie auch vom Referenten besonders mit der staatsrechtlichen Seite des Bergwesens, dem Bergregal, aber auch nur in vorpreußischer Zeit befaßt, und sind von den Genannten, gleichfalls für die vorpreußische Zeit Schlesiens, Quellenmaterialien für die Geschichte des schlesischen Bergwesens überhaupt herausgegeben worden. Fechner, der sich nun einer Bearbeitung der Geschichte des schlesischen Bergbaues während der Regierungszeit Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelms II. und III. unterwarf, hatte somit gewissermaßen ein noch unbeackertes Feld zu bestellen, und die reiche Frucht seiner mühevollen Arbeit wird von uns mit größter Dankbarkeit hingenommen.

Als Charakteristik des Buches möge die Bemerkung genügen, daß es auf gründlicher Durchforschung des Aktenmaterials des geheimen Staatsarchivs in Berlin, des Königl. Preussischen Handelsministeriums, des Staatsarchivs und des Königl. Oberbergamtes zu Breslau beruht, daß es sehr übersichtlich und klar, allerdings meist trocken, geschrieben ist und aus zwei Teilen besteht, von denen der erste die Berg- und Hüttenpolitik, und der zweite die Geschichte und Statistik (Betrieb und Haushalt) der Gruben und Hütten behandelt.

In der Zeit, welche Verfasser uns schildert, hat eine bedeutende Entwicklung des schlesischen Bergbaues stattgefunden, und ist der Grund zu der hohen Stufe, welche besonders dem Bergbau Oberschlesiens zu erreichen geglückt ist, gelegt worden. Anfangs von den Herrschern Preußens protegirt, hat sich der Bergbau Schlesiens allmählich von der Unterstützung des Staates, die selbstredend auch eine Bevormundung durch denselben mit sich brachte, losgemacht und ist immer mehr die Domäne des privaten Unternehmungsgeistes geworden.

Friedrich des Großen erstes und nächstes Interesse am schlesischen Berg- und Hüttenwesen war finanzieller Art, insofern er aus ihm Staatseinnahmen zu gewinnen wünschte. Es ist das dasselbe Interesse, welches die Vorgänger Friedrichs im Besitze Schlesiens, die Habsburger, für gewöhnlich dem schlesischen Bergbau gegenüber bekundeten, mit dem Unterschiede jedoch, daß sie es nicht mit demselben Eifer und derselben Tatkraft vertraten, die Friedrich dem Großen eigneten. Aus dem erwähnten Grunde zog Friedrich den Steinkohlenbergbau zur Verzehntung heran. Die Steinkohle würde bis dahin in Schlesien nicht als regales Fossil, vielmehr als grundherrliches Zubehör zum Grund und Boden betrachtet. Vermutlich schenkten die Vorgänger Friedrichs im Besitze Schlesiens der Steinkohle einfach aus dem

Grunde keine Aufmerksamkeit, weil ihre wirtschaftliche Bedeutung zu der Zeit noch überhaupt, und in Schlesien ganz besonders, eine minimale war.

Es fehlt jedoch — wie bei dieser Gelegenheit erinnert werden möchte — nicht an Beispielen dafür, daß auch die Habsburger die Steinkohle, sobald mit deren Abbau irgendwo Ernst gemacht wurde und sie denselben als rentabel betrachtet haben, zur Verzehntung heranzuziehen sich auch nicht scheuten. Dies beweist die Verleihung „über ein Steinkohlbergwerk“ an Bohuslaw Felix von Lobkowitz und Hassenstein durch Ferdinand I. im Jahre 1550,¹⁾ wo der König nur die Befreiung vom halben Zehent und auch nur auf sechs Jahre dem Muter gewährt.

Den Räten Friedrichs, welche nach historischen Begründungen für die von Friedrich getroffene Maßnahme, die in Schlesien bei vielen Grundherren auf Widerspruch gestoßen hat, war der eben angeführte Fall nicht bekannt, da sie ihn sonst ganz bestimmt zur Rechtfertigung der Zuzählung der Steinkohle zu den regalnen Mineralien angeführt hätten.

Die Teilname, welche Friedrich am Ende seines Lebens der Friedrichsgrube widmete, hatte wohl auch ihren Grund in der Aussicht, daß der Staatschatz aus ihr eine nicht unbedeutende Bereicherung erhalten würde. Gewisse Bergwerks- und Hüttenerzeugnisse wünschte er aus ganz bestimmten militärischen, wirtschaftlichen, handelspolitischen und ästhetischen Gründen gefördert und gewonnen zu sehen. Aus militärischen Gründen ließ er königliche Eisenhüttenwerke errichten, nach Eisenerzlagerstätten suchen und Versuche mit Kanonenguß anstellen; Bleigruben waren ihm erwünscht, weil sie ihm das Material für Gewehrkugeln lieferten. Im ganzen kommt Fechner hinsichtlich Friedrichs des Großen zu dem Resultate: „Was nun die Förderung des schlesischen Berg- und Hüttenwesens als Ganzes anlangt, so kann schwerlich geleugnet werden, daß Friedrich der Große ihm weniger Interesse entgegenbrachte, als anderen Zweigen der Nationalwirtschaft.“ Größere Aufmerksamkeit und größere persönliche Teilnahme als Friedrich widmete dem Berg- und Hüttenwesen Friedrich Wilhelm II. Er besuchte selbst die königlichen Eisenhütten und die Friedenshütte wiederholt und fuhr in die Friedrichsgrube ein. Er schloß der Breslauer Kaufmannschaft nach und nach 70 000 Rthlr., die nie zurückgezahlt worden sind, für ihre Stahl- und Eisenwarenfabrik in Wengern vor, die nun erst ihren Betrieb eröffnen konnte. Er ließ die Königgrube und die Jabrzer Kohlenförderung eröffnen, um die Wasserhaltungsmaschinen der Friedrichsgrube mit Kohlen zu versorgen; er errichtete die Gleiwitzer Eisenhütte und bewilligte das Riesenwerk des Gotthelfstollens. Er kaufte die Herrschaft Bodland, Rybnik und

¹⁾ Gedruckt bei f. A. Schmidt im II. Band seiner Sammlung der Berggesetze von Böhmen, Mähren und Schlesien.

Katibor samt den dortigen Eisenhüttenwerken an; den Kupferberger Bergbau belebte er wieder mit gutem Erfolge. Noch wichtiger und segensreicher, als diese unmittelbare Förderung des Berg- und Hüttenwesens waren seine Verwaltungsmaßregeln und seine staatswissenschaftlichen Anordnungen. Er stimmte mit seinen Ratgebern Heinitz und Hoym darin überein, daß es besser sei, die Privatindustrie zu wecken, als durch Staatshilfe Anlagen hervorzurufen. Friedrich Wilhelm III. folgte diesen Grundsätzen seines Vaters und sprach sich mit aller Entschiedenheit für den freien Wettbewerb aus.

Interessant ist die Parallele, welche Fehner zwischen Heinitz und Reden zieht, den beiden Männern, die um Oberschlesiens Industrie sich so unermessliche Verdienste erworben haben, und wie er die Verdienste der Beiden gegeneinander abwägt (S. 751 des Buches, deren vorangegangenen 5 Seiten die hier mitgetheilten Ausführungen entnommen sind):

„Als Heinitz 1802 aus dem Leben schied, konnte er mit hoher Befriedigung auf die Früchte seines unermüdlchen Strebens blicken; ein ungeheurer Aufschwung des Steinkohlenbergbaus hatte sich infolge des Bedarfs der nun schon zahlreichen Feuermaschinen (Dampfmaschinen), des Eisenschmelzens mit Koks, des Gebrauchs der Steinkohlen zu gewerblichen Betrieben und der Versorgung Berlins mit diesem Brennmaterial vollzogen; der Blei- und Silberbergbau von Tarnowitz, der Arsenikbau in Reichenstein, der Vitriolerz- und Kobaltbergbau in Niederschlesien, der Kupferbergbau von Kupferberg und Rudolstadt erfreuten sich des Gedeihens, die Eisenindustrie blühte in einer früher nicht geahnten Weise. Heinitz' Nachfolger, Reden, vermochte ihn nicht zu ersetzen, ebenso wie Redens Nachfolger in der Leitung des schlesischen Oberbergamts ihm nicht gleichkam. Ein Nachlassen der Energie in der Berg- und Hüttenverwaltung ist nach Heinitz' Tode unverkennbar. Redens Verdienste als Direktor des schlesischen Berg- und Hüttenwesens sind unvergeßlich und haben längst ihre gebührende Würdigung gefunden; aber mit Heinitz konnte er sich nicht messen; seine Wirksamkeit war nicht frei von Mißgriffen, zu denen z. B. die Anlage des Gotthelfstollens an Stelle eines Stollens nach dem Dramatal hin gehörte; seine staatswissenschaftliche Anschauung war enger begrenzt, als die Heinitzens, seine Amtstätigkeit kam an Straffheit und Energie der seines Vorgängers nicht gleich. Seine Handhabung der Haushaltsstatistik und die Gesichtspunkte, die er für sie aufstellte, waren wenig geeignet, ein klares Bild vom wahren Stande der Werke hervorzurufen, und diente eher dazu, es zu verschleiern.“

Architekt Professor Raschdorff.

Zu seinem 80. Geburtstage (2. Juli 1903).

Von

Bruno Bloch, Pleß.

Der bedeutendste Sohn der Stadt Pleß in Oberschlesien, Architekt Professor J. K. Raschdorff, Königlicher Geheimer Regierungsrat und Dombaumeister in Berlin, vollendete am 2. Juli 1903 sein 80. Lebensjahr.

Julius Karl Raschdorff wurde am 2. Juli 1823 in Pleß als Sohn eines Zimmermeisters geboren; das Geburtshaus dieses Baukünstlers steht seiner äußeren Erscheinung nach in einem grellen Kontrast zu seiner Kunst; es ist ein altes mit Schindeln gedecktes Holzgebäude, das nach der großen Feuersbrunst am 8. August 1748, welche Pleß einschl. der Vorstädte gänzlich vernichtete, errichtet worden ist. Es ist in Pleß bekannt unter dem Namen „Frickesches Haus“, so genannt nach dem Gerbermeister Karl Fricke, der dieses Grundstück von der Familie Raschdorff vor ungefähr einem halben Jahrhundert erworben hat. Das Haus ist an der Bahnhofstraße gelegen und mit Nr. 1 bezeichnet; es ist eins von den alten Gebäuden, wie sie in Pleß nur noch in sehr geringer Zahl vorhanden sind. Vor dem Hause ist ein verhältnismäßig großer Platz, in welchen die Gottsmannstraße, die Bahnhofstraße und die Myslowitzerstraße einmünden. Die Stadt Pleß beabsichtigt, diesen Platz „Raschdorffplatz“ zu benennen.

Den ersten Unterricht erhielt Raschdorff in der Pleßer Volksschule bzw. „Evangelischen Fürstenschule“, die damals von dem Rektor Flotow und seit dem Jahre 1836 von dem Rektor Hoffmann geleitet wurde. Von Ostern 1837 ab besuchte er das Gymnasium in Gleiwitz und bestand daselbst zu Michaelis 1842 die Abiturientenprüfung.

Darauf erlernte er bei dem Baumeister Augustini in Pleß die Feldmesskunst, bestand im Jahre 1844 in Oppeln die Prüfung als Preußischer Feldmesser, war ein Jahr lang bei Vermessungen des Oderstromes im Regierungsbezirk Oppeln praktisch tätig, trat zu Ostern 1845 als Studierender in die Königliche Bauakademie zu Berlin ein, studierte hier 3 Jahre und bestand 1848 die Prüfung als Bauführer. Nun trat er als Staatsbaubeamter in praktische Beschäftigung und zwar bei dem Erweiterungsbau des französischen Gymnasiums in Berlin, verwaltete dann kommissarisch das Wegebauamt in Oppeln und übernahm die Aufsicht

über den Neubau der Strafanstalt in Ratibor und der Kirche in Pogrzebin bei Ratibor; damals fertigte er auch die Entwürfe zu zwei Waisenhäusern und einer Kirche in Oberschlesien an. Im Herbst 1851 ging Raschdorff nach Berlin, setzte hier seine Studien fort und bestand 1853 die Prüfung als Baumeister. Am 30. April 1903 vollendete er also das 50. Jahr als staatlich geprüfter Baumeister.

Nunmehr begann für Raschdorff eine umfangreiche und vielseitige fachliche Tätigkeit, die für seine baukünstlerische Entwicklung von großer Bedeutung war. Er entwarf die Hochbauten für den Bahnhof Rheine und für sämtliche Bahnhöfe der Eisenbahnlinie Münster—Rheine und Rheine—Osnabrück in Westfalen und führte diese Bauten auch aus. Überdies erhielt er noch den besonderen Auftrag, eine Skizze zu einem Bahnhofsgebäude für Kassel anzufertigen. Damals beteiligte sich Raschdorff an dem Wettbewerb für den Bauplan eines Waisenhauses in Krefeld und erhielt den ersten Preis.

Am 1. November 1854 folgte er dem Rufe als Stadtbaumeister für das Hochbauwesen in Köln am Rhein und verblieb in dieser Stellung bis 1872. Hier errichtete der Architekt nach seinen Entwürfen viele städtische Bedürfnisbauten. Außerdem war es in Köln a. Rh. seine Aufgabe, hervorragende mittelalterliche Bauwerke aus der Zeit vom 12. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts umzubauen oder auszubauen; die Entwürfe dazu mußte er selbst ausarbeiten. Das war für Raschdorff zwar eine schöne Aufgabe, aber damals für ihn außerordentlich schwierig; er konnte dieselbe nur lösen durch ernstes Studium dieser und anderer Bauwerke. Diese Studien und seine praktische Tätigkeit in Köln wirkten sehr bestimmend auf seine baukünstlerische Entwicklung. In dieser Zeit fertigte er auch eine große Zahl von Skizzen Rheinischer Holz- und Fachwerkbauten an. Im Jahre 1869 wurde er zum Königlichen Baurat ernannt.

Vom 1. August 1872 ab war er kürzere Zeit in der Direktion der Rheinischen Baugesellschaft tätig, dann wurde er Privatarchitekt. Als solcher errichtete er nicht nur im Rheinlande, sondern auch über dessen Grenzen hinaus zahlreiche öffentliche und private Hochbauten.

Am 2. September 1878 wurde Raschdorff zum etatsmäßigen Professor an der Königlichen Technischen Hochschule in Berlin ernannt, wo er nunmehr auf eine fast 25 jährige Lehrtätigkeit zurückblicken kann. Am 2. September 1903 wird er also das 50. Semester seiner Lehrtätigkeit an der Technischen Hochschule begehren. Diese Lehrtätigkeit erstreckt sich auf Vorträge, wöchentlich 2 Stunden: „Über die wichtigsten Arten öffentlicher und privater Hochbauten“, und Übungen, wöchentlich 12 Stunden: „Baukunst der Renaissance, Entwerfen von Hochbauten“.

Im Nebenamt ist Raschdorff Vorsteher der Kunstsammlungen der Technischen Hochschule. Im Jahre 1884 begründete er das Architekturmuseum der Hochschule, in welchem gegenwärtig fast 300 Architekten vertreten sind.

Im Jahre 1881 wurde Raschdorff die hohe Ehre zu teil, in seinem Atelier vom Kronprinzen und der Kronprinzessin, nachmals Kaiser Friedrich III. und Kaiserin Viktoria, besucht zu werden. Der Kronprinz und seine Gemahlin nahmen Einsicht in viele Bauentwürfe und Zeichnungen, wobei natürlicherweise verschiedene baukünstlerische Fragen eingehend erörtert wurden. In der Folge ergaben sich daraus Anregungen zu den Entwürfen für die englische Kirche im Monbijou-Garten, für Erweiterung des königlichen Schlosses, den Neubau des Domes, für ein Sommerpalais im Bellevue-Garten und das Mausoleum an der Friedenskirche in Potsdam. Diese Anregungen wurden durch Seine Majestät den Kaiser und König Wilhelm II. energisch gefördert, sie haben durch den Kaiser, als allerhöchsten Bauherrn des zur Zeit nahezu vollendeten Domneubaues, ihren höchsten baukünstlerischen Ausdruck gefunden. Am 2. Juli 1892, seinem Geburtstage, wurde Raschdorff zum Dombaumeister zu Berlin ernannt.

Die Tätigkeit des Professors J. K. Raschdorff auf dem Gebiete des Bauwesens ist eine außerordentlich große und vielseitige; die Zahl und der Umfang seiner Entwürfe und Bauausführungen sind noch von keinem andern Baumeister erreicht worden, sie werden auch wohl nicht so bald von jemandem erreicht werden. Vom 30. Juni bis 20. Juli 1903 findet eine Ausstellung der Raschdorff'schen Entwürfe in der Technischen Hochschule zu Berlin statt. Nach einer von der Technischen Hochschule in Berlin aufgestellten übersichtlichen Nachweisung über die Tätigkeit Raschdorffs beträgt die Zahl seiner Entwürfe und Bauausführungen:

Kirchliche Gebäude	17
Grabkirchen	5
Grabdenkmale	12
Pfarrhäuser	2
Kunstlehranstalten	3
Wissenschaftliche Lehranstalten	25
Verwaltungsgebäude	14
Justizgebäude	3
Gebäude für öffentliche Gesundheitspflege	15
(Außerdem mehrere Entwürfe zu Asylen für Typhuskranke in Oberschlesien.)	
Verschiedenes in Köln	9
Gebäude für den geselligen Verkehr	14

Geschäfts- und Wohnhäuser	11
Privatwohnhäuser	20
Landhäuser	6
Burghäuser	5
Schlösser	4

In dieser Übersicht sind nur die bedeutenderen Entwürfe bezw. Bauausführungen nachgewiesen. J. K. Raschdorff besitzt in seinem Sohne Professor Otto Raschdorff einen tüchtigen Mitarbeiter; Raschdorff jun. ist seit dem Jahre 1885 an allen Bauentwürfen seines Vaters beteiligt.

Ein besonderes Interesse haben wir für die Tätigkeit Raschdorffs in Oberschlesien. Wie schon erwähnt, verwaltete Professor J. K. Raschdorff im Jahre 1849 kommissarisch das Wegebauamt in Oppeln. Im Jahre 1850 wurden nach seinen Entwürfen in den Kreisen Pleß und Rybnik Asyle für die Typhuswaisen gebaut. 1850 und 1851 führte er die Aufsicht über den Bau der Strafanstalt in Ratibor, einer großartigen Anlage nach dem Zellen-system; gleichzeitig beaufsichtigte er den Neubau der Kirche in Pogrzebin bei Ratibor. Er ist auch der Erbauer der katholischen Kirche in Bauerwitz. Im Jahre 1865 fertigte er den Entwurf zu der Kirche in Godullahütte, 1897 den Entwurf zur Grabkirche des Fürsten Donnersmarck in Repten; 1903 entwarf und führte er aus die Grabkirche des Fürsten Donnersmarck in Neudeck.

Der größte Teil der baukünstlerischen Entwürfe Raschdorffs ist veröffentlicht worden. Solche Veröffentlichungen sind: „Architektonisches Skizzenbuch“, Verlag von Ernst & Korn in Berlin, in demselben Verlage noch: „Zeitschrift für Bauwesen“ und „Innerer Ausbau von Strack und Hitzig“; im Verlage von E. Wasmuth, Berlin ist erschienen: „Entwürfe und Bauausführungen von Raschdorff“ und „Raschdorff, Baukunst der Renaissance, Entwürfe Studierender“. — Veröffentlichungen bauwissenschaftlichen Inhalts sind: „Das Baurecht in der preussischen Rheinprovinz und denjenigen Ländern, in denen das bürgerliche Gesetzbuch (Code civil) Geltung hat“, Verlag M. Dumont, Köln 1867. „Bericht über die Pariser Ausstellung von 1856“ in der Monatschrift des Kölner Gewerbevereins. „Über den Bau und die Errichtung von Elementarschulen“; Zeitschrift für Bauwesen, 1864.

Unter den Veröffentlichungen baukunstgeschichtlichen Inhalts sind zu nennen: „Das Kauf- und Gasthaus Gürzenich in Köln“. Verlag Ernst & Korn, Berlin, 1863. „Burg Lechenich“; Zeitschrift für Bauwesen, 1863. „Abtei Knechtsteden“; Zeitschrift für Bauwesen, 1874. „Abbildungen deutscher Schmiedewerke“; Verlag Ernst & Korn, 1878. „Palast-Architektur in Ober-Italien, Toscana“; Verlag E. Wasmuth, 1888.

Der Baukünstler wurde zu aller Zeit hoch geehrt und ausgezeichnet. Ihm wurden folgende preussische Orden und Ehrenzeichen verliehen: 1861, Roter Adler-Orden IV. Klasse; 1862, Denkmünze für wirkliche Kombattanten 1848/49; 1865, Kronen-Orden III. Klasse; 1881, Roter Adler-Orden III. Klasse; 1890, Kronen-Orden II. Klasse; 1878, Silberne Medaille für Verdienst im Gewerbe, und kleine goldene Medaille für Kunst. Überdies besitzt Raschdorff 6 außerpreussische Orden und Ehrenzeichen. Aber auch sonstige Ehrungen und Würden wurden Raschdorff zu teil. Daß er 1869 zum königlichen Baurat ernannt wurde, ist bereits erwähnt. Er wurde: 1872, Mitglied der Königl. Kommission für den gewerblichen Zeichenunterricht; 1874, Ordentliches Mitglied der Königl. Akademie der Künste zu Berlin; 1879, Mitglied der artistischen Kommission für die Königl. Porzellan-Manufaktur in Berlin; 1879, Mitglied der ständigen Kommission für das technische Unterrichtswesen in Berlin; 1880, Ordentliches Mitglied der Königl. Akademie des Bauwesens in Berlin; 1882, Ordentliches Mitglied des Senats der Königl. Akademie der Künste in Berlin; 1884, Königl. Geheimer Regierungsrat, und am 2. Juli 1892, Dombaumeister zu Berlin. Außer preussischen Ehrungen und Würden: 1868, Wirkliches Mitglied der Kaiserl. Königl. Osterreichischen Akademie der Künste in Wien; 1871, Mitglied des Gelehrten-Ausschusses für Architekten am Germanischen Museum in Nürnberg; 1882, Mitglied der Königl. Belgischen Akademie der Künste in Brüssel; 1886, Korrespondierendes Mitglied des Königl. Instituts Britischer Architekten in London; 1886, Ehrenmitglied des Polytechnischen Instituts zu Rio Janeiro; 1891, Auswärtiges Mitglied der Königl. Schwedischen Akademie der Künste zu Stockholm; 1901, Ehrenmitglied des Kaiserlichen St. Petersburger Architekten-Vereins.

Dem Raschdorff zu Ehren ist in Berlin N. eine Straße nach ihm benannt. Demnächst wird dem Baukünstler auch in seiner Vaterstadt Plesß eine unauslöschliche Ehrung erwiesen werden. Anlässlich seines Geburtstages am 2. Juli 1905, da Raschdorff sein 80. Lebensjahr vollendet, wurden dem greisen Dombaumeister die mannigfachsten Ehrungen zu teil. Auch diese Zeilen, zu denen ein Landsmann und ältester Schüler Raschdorffs, der Baumeister Emil Zellner in Berlin-Schöneberg — er ist ein Sohn des verstorbenen Apothekenbesizers und späteren Bürgermeisters Zellner in Plesß — die Anregung gegeben hat, sollen eine Ehrung und ein Denkmal für den greisen Baukünstler sein.

Der Bergbau von Jauernig, Kaltenstein und Friedeberg in Österr.-Schlesien.

Schilderung von
Bruno König, Jauernig.

Das Breslauer Bistum, welches um das Jahr 1000 von dem Polenkönige Boleslaw Chrobry (992—1025) gegründet worden sein mag, besaß von allem Anfange an die Kastellanei Ottmachau als ein Erbgut, das bei den späteren Teilungen der schlesischen Herzöge, welche über dieses Gebiet zwar die sämtlichen Hoheitsrechte besaßen, auch niemals in Betracht gezogen wurde, sondern immer der Breslauer Kirche nebst noch anderen Besitzungen in ihrer Diözese als ein rechtmäßiges Eigentum unter Gewährung besonderer und oft nicht unbedeutender Vorrechte zum Unterhalte der bischöflichen mensa belassen worden ist.¹⁾ Dieser ursprüngliche Kastellaneibesitz, welcher allerdings nur spärlich mit polnischer Bevölkerung am linken Ufer der Neiße besiedelt war, fand aber zweihundert Jahre später eine ansehnliche Vergrößerung durch den Zuwachs des Neiße Landes. Auf dem Breslauer Bischofsstuhle saß nämlich der polnische Prinz Jaroslav (1198—1201), und dieser vermachte bei Lebzeiten das an die Kastellanei Ottmachau angrenzende Neiße Land, welches er von seinem Vater, dem Herzoge Boleslaw, geerbt hatte, der Kirche, jedoch ohne Hoheitsrechte, welche auf seinen einzigen Bruder Herzog Heinrich I. übergingen. Zwischen letzterem und dem Bischofe Lorenz (1207—1232) kam ein vertragsmäßiges Übereinkommen dahin zu stande, daß sämtliche Besitzungen und Untertanen der Kirche im Ottmachauer Lande, welches erst später infolge des Aufblühens der zu deutschem Rechte angelegten Stadt Neiße das „Neißische“ genannt wurde, von allen Steuern, Lasten und Diensten frei sein sollen. Ein Geldbeitrag für die herzogliche Kammer sollte nur dann eingehoben werden, wenn der Herzog oder eines seiner Kinder sich verheirate, oder wenn eine Stadt, resp. Burg dem Breslauer Lande unmittelbar benachbart und früher zu demselben gehörig, im Interesse der Landesverteidigung mit Einverständnis des Bischofes und des Kapitels käuflich zu erwerben wäre, wenn ferner der Herzog, beziehungsweise ein Sohn desselben mit dem Ritterschwerte umgürtet werden sollte und endlich

¹⁾ Nach Dlugosz, Hist. Pol. II. p. 175 beschenkte Boleslaus Chrobry (jedenfalls vor seinem Tode) die Kirchen, indem er ihnen Ländereien, Burgen und deren Zubehör verlieh. S. Zivier „Geschichte des Bergregals in Schlesien“, II. Teil, S. 249, Nr. 1.

wenn der Herzog bei Gelegenheit der Landesverteidigung in Gefangenschaft geraten wäre und losgekauft werden müßte. Zur Waffenhilfe waren die Kirchenuntertanen nur dann verpflichtet, wenn das Breslauer Land von einem so großen Heere bedroht werden sollte, daß zu dessen Abwehr die Untertanen des Herzogs allein nicht hinreichen würden. Bei Verhinderung zur Teilnahme an der Waffenfolge war nach alter Gewohnheit der Reichere eine Kuh und der Ärmere ein Schaf zu geben schuldig.¹⁾

Die Breslauer Herzöge müssen den Bischöfen auch noch die Bewilligung eingeräumt haben, nicht nur das schwach bewohnte und infolge dessen auch wenig ertragreiche Kirchenland — die terra Othmuchiensis und die angrenzende terra Nissensis — mit deutschen Kolonisten zu besiedeln und die polnischen Ortschaften in demselben nach deutschem (flämischem) Rechte auszusetzen, sondern auch den dieses Gebiet einschließenden und weit hinein in das Gebirge reichenden Grenzwald (preseka) zu roden und in demselben deutsche Kolonien zu begründen. Dieselben entstanden zuerst an den zur Kastellanei Ottmachau gehörigen zwei Straßenzügen, von denen der eine über Freiwaldau und Goldenstein nach Mähren und der andere über das Krebsgrundtal bei Jauernig²⁾ und die Grafschaft Glatz nach Böhmen führte.³⁾ An dieser Germanisationsarbeit beteiligten sich namentlich die Bischöfe Lorenz und Thomas I. (1252—1268) in hervorragender Weise, denn unter Bischof Thomas II. (1270—1292) waren urkundlich schon 65 deutsche Ortschaften angelegt, unter welchen vom heutigen, nordwestlichen Teile Österreich-Schlesiens folgende genannt sind: Villa Niclai (Nicklasdorf), Cunczendorph (Kunzendorf), Drwald (Freiwaldau), Thomasberg (Thomasdorf?), Adolcovi (Adelsdorf), Supicovi (Saubsdorf), Villa Cunati (Groß-Kunzendorf), Loffoma?, Cobila?, Wsdarch?, Schicovi?, Villa Bernhardi (Barzdorf), 4 Crasch (Groß-Voigts-, Klein- und Schuberts-Krosse), Glinna?, Popoline?, Thomicovi (Domsdorf) und Rothwasser.⁴⁾

Anders gestalteten sich jedoch die Verhältnisse für das Bischofsland unter Herzog Heinrich IV. (1266—1290). Obwohl derselbe die Germanisierung in seinem Breslauer Herzogtume eifrig pflegte und in jeder Weise die Deutschen begünstigte, so respektierte er doch nicht die den Bischöfen

¹⁾ Der geschichtliche Teil der Schilderung ist nach den Regesten zur Schlesischen Geschichte von Dr. C. Grünhagen bearbeitet.

²⁾ Ein Fußweg ging von hier auch über Krautenwalde nach Landeck.

³⁾ Ein dritter Straßenzug führte aus dem Meißner Lande über Siegenhals, Zuckmantel, Würbenthal und Freudenthal nach Mähren.

⁴⁾ Jauernig und Zuckmantel werden nicht aufgezählt, und da über diese beiden Städte auch aus der späteren Zeit keine Nachrichten über ihre Begründung, wie beispielsweise über Weidenau, Patschkau und Siegenhals sich erhalten haben, so kann mit Recht angenommen werden, daß sie zu den ältesten Ansiedelungen überhaupt gehören.

von seinen Vorfahren gemachten Zugeständnisse, sondern hob im ganzen Ottmachauer Lande Zehent und Steuern ein. Bei Gelegenheit eines Kreuzzuges, welchen er im Jahre 1284 in das Land von Clodsko (Glatz) zur Eroberung der Feste eines fohde-Ritters unternahm, erpreßte er von den bischöflichen Untertanen, ohne jedoch vorher dem ganzen Lande einen Zug angefangt zu haben, wie er es nach den alten Abmachungen verpflichtet gewesen wäre, mehr als dieselben nach den getroffenen Vereinbarungen zu zahlen schuldig waren. Der Herzog verlangte nämlich von jedem bischöflichen Diener 5 Mark, von jedem Schulzen 5 oder 10 Mark, je nach der Schätzung ihrer Güter, und von jedem zu deutschem Rechte sitzenden Bauer $\frac{1}{2}$ Mark und von jedem polnischen Bauern eine Kuh im Werte einer halben Mark. Da diese Kriegssteuer die Untertanen jedoch nicht zahlen wollten, so ließ ihnen der Herzog ganz einfach das Vieh wegführen oder verjagte sie von Haus und Hof. Gegen den Bischof übte er so schlimme Gewalttätigkeiten aus, daß sich derselbe aus Furcht vor Tod oder Gefangenschaft in seine Burg Ottmachau flüchtete, wo er wie ein Gefangener saß und das Thor nicht zu überschreiten wagte. Sämtliche von den Bischöfen in der Preseka angelegten Dörfer ließ sich der Herzog durch das Gericht seiner Barone zusprechen und besetzte sie dann. In Breslau erbaute er ein Schloß und zu Waldow eine Burg, wozu die bischöflichen Untertanen die Steine zuführen mußten. Infolge dieser und anderer Gewalttätigkeiten erklärte Bischof Thomas den Herzog für exkommuniziert. Die Folge davon war, daß zwischen den Beiden ein regelrechter Krieg entbrannte, welcher 4 Jahre dauerte. In demselben zerstörte der Herzog die bischöflichen Burgen zu Ottmachau und Edelstein bei Zuckmantel, die Befestigung der Stadt Weisse ließ er niederreißen und trieb den Bischof so in die Enge, daß sich dieser nach Ratibor flüchten mußte, welche Stadt nun hart belagert wurde. Um jedoch der Bedrängnis der Bürger ein Ende zu machen, entschloß sich Bischof Thomas am 6. Juni 1288 zur Übergabe. Mit sämtlichen Kanonikern seines Gefolges zog er in das herzogliche Lager, wo er aber wider Erwarten freundliche Aufnahme fand, und es kam sogar bald ein Vergleich zustande, laut welchem der Bischof gegen Aufhebung des Bannes die ihm entzogenen Schlösser und Besitztümer wieder erhielt.

Als Herzog Heinrich IV. im Jahre 1290 starb, vermachte er in Erwägung dessen, daß er und seine Vorfahren der Breslauer Kirche vielfachen Schaden zugefügt haben, dessen Höhe jetzt gar nicht mehr abgeschätzt werden könne, derselben zum Ersatze hierfür sämtliche herzoglichen Rechte (jura ducalia) für ihr Ottmachauer und Weisser Land. Dazu gehörte namentlich die höhere Gerichtsbarkeit und das Recht, den Zehent einzuhoben und Münzen zu schlagen (Bergregale).

Obwohl die Kirche durch die Verteidigung ihrer Rechte und Güter in große Schulden geraten war, so sollte sie sich doch nicht lange des ungestörten Besizes der erhaltenen Privilegien erfreuen. Schon im Jahre 1292 fiel Heinrich, Herzog von Schlesien und Herr von Glogau, in das Bischofthum ein und verheerte es durch Raub und Brand. Der Bischof selbst wurde auf einem Zuge von Neisse nach Trebnitz, wo er am Bartholomäustage Messe lesen wollte, überfallen, verwundet und mit seinem ganzen Gefolge vollständig ausgeplündert. Diese Räubereien nahmen erst dann ein Ende, als Bischof Johannes IV. (1292—1300) in allen Kirchen der Diözese an Sonn- und Festtagen unter Glockenklang und Auslöschung der Kerzen über die Freyler den Bann proklamieren ließ und denselben auch ein kirchliches Begräbniß für den Fall verweigerte, als sie bei Lebzeiten für ihre Missetaten nicht Buße getan haben sollten. Da ging auch Herzog Heinrich in sich und bestätigte (1295) in Anbetracht dessen, daß er seinen Heiland durch die vielfältigen Unbilden, welche er der Breslauer Domkirche, Klöstern und frommen Stiftungen angetan, beleidigt habe und mit der hl. Mutter Kirche, von deren Schoß er getrennt ist, wieder versöhnt zu werden trachte, dem Bischofe Johann die der Kirche von des Ausstellers Vater, weiland Herzog Conrad, und des Ausstellers Oheime, weiland Herzog Heinrich IV., erteilten Privilegien. Nicht lange nach Beilegung dieses Streites, im Jahre 1295, glaubte wieder ein anderer schlesischer Herzog, Bolko I. von Fürstenberg, ebenfalls das Recht zu haben, von den Kirchenleuten Steuern, Zölle und Geldbußen einheben, sowie von ihnen Spanndienste verlangen zu dürfen. Als sich der Bischof hierüber beschwerte, denn es war ihm durch diese Übergriffe ein Schaden von 30 000 Mk. Silber zugefügt worden, meinte der Herzog, daß er zwar die gegen ihn gerichteten Beschuldigungen ganz und gar nicht anerkennen könne, jedoch wolle er sich aus Versöhnlichkeit dem Schiedsspruche des Bischofes Johannes von Krakau unterwerfen. Dieser trug nun unterm 13. April 1296 dem Herzoge Bolko auf, den Bischof an der Einhebung des feldzehents nicht zu hindern und demselben auch, wie es bisher üblich war, den Zehent von der Münze zu zahlen, in Wanssen und anderen Städten und Dörfern solle der Herzog keine Landvögte und Gerichtspersonen einsetzen, noch auch seine Pferde auf den Gütern der Kirche füttern lassen; ferner habe er kein Recht, in Krautenwalde und anderen Besitzungen der Kirche einen Zoll zu erheben, das im Neisser Lande zu Bielau erbaute Schloß müsse er schleifen und die von den Feinden der Kirche angekaufte Burg Kaltenstein dem Bischofe zurückgeben. Endlich habe er die Burg Ottmachau, welche von ihm angeblich ex causis legitimis geschleift worden war, auf seine eigenen Kosten wieder herzustellen und der Kirche alle jene Rechte zuzuerkennen, welche derselben durch den großen Freiheitsbrief

Heinrich IV. eingeräumt worden sind. In diesem Streite wird zum erstenmal der Burg Kaltenstein Erwähnung getan und von ihr auch gesagt, daß sie erst neulich im Bischofslande von den Feinden der Kirche erbaut und von diesen durch Herzog Bolko erworben worden ist. Derselbe übergab sie auch, dem Schiede des Krakauer Bischofes entsprechend, der Kirche. Diese kam aber infolge der fortwährenden Kämpfe, welche sie um ihre Hoheitsrechte und Besitztümer zu führen gezwungen wurde, sehr bald in arge Geldverlegenheiten, und so darf es daher nicht Wunder nehmen, wenn zur Beschaffung von Geld, dieses im Kriege notwendigsten Mittels, der Kaltenstein verpfändet wurde. Um aber das für die Kirche, sowie für das Ottmachauer und Neisser Land sehr wichtige Schloß wieder einlösen zu können, verkaufte Bischof Heinrich I. von Wrbna (1302—1319) die beiden bischöflichen Güter Smolisj und Novocow um 645 Mark gangbarer Münze an seinen Getreuen Gerard Werkmeister, Bürger von Neisse, mit allem Rechte, doch unter Vorbehalt des majus iudicium und eines Rosßdienstes für den Fall notwendiger Landesverteidigung. Das Kirchenland wurde aber neuerdings durch Raub, Brand und Mord von dem Gebiete und den Burgen des Herrn Boleslaws, Herzogs von Schlesien, Herrn von Brieg und Liegnitz, sowie durch dessen Vasallen und Mitschuldige so schwer geschädigt, daß Bischof Heinrich gezwungen war, viele Schulden zu machen und sogar die Burg Ottmachau, das ursprüngliche Patrimonium der schlesischen Kirche, zu verpfänden.

Ein gleiches Schicksal mag wohl um diese Zeit auch wieder den Kaltenstein getroffen haben, denn derselbe wurde im Jahre 1345 von Bischof Przewslaw von Pogarell (1341—1376) abermals eingelöst und zwar im Tauschwege von dem Kanonikus und Offizial Apeczko gegen Prozan bei Frankenstein. Derselbe Bischof erkaufte auch laut Urkunde vom 26. Juli 1358 mit Zustimmung seines Kapitels das im bischöflichen Lande Neisse gelegene Schloß Friedeberg von den Brüdern Hynko und Wenzel von Haugwitz für 3100 Mark Prager Groschen Breslauer Zahl mit allen Zugehörungen, worunter auch die Bergwerke, Berge und Gebirge aufgezählt sind. Auf den beiden erworbenen Burgen setzten die Bischöfe entweder Burggrafen ein oder sie gaben dieselben in lebens- oder pfandweisen Besitz. So verreckte mit Urkunde¹⁾ vom 1. September 1470 Bischof Rudolf von Rüdeshcim (1468—1482) dem Breslauer Domherrn Przymislaus dem Ältesten, Herzog von Troppau, auf Lebenszeit das Schloß Kaltenstein mit den dazu gehörigen Dörfern und Gerechtigkeiten, doch behielt er das

¹⁾ Die Urkunde befindet sich im Original im Breslauer Diözesanarchiv E. 266. Auszug im Codex dipl. Silesiae, Band XX.

Erz, welches um dasselbe oder in dessen Gegend gefunden wird, für sich und die nachkommenden Bischöfe vor. Das Schloß Johannesberg, welches von steiler Felsenhöhe über das anmutige und nette Sudetenstädtchen Jauernig weit in das herrliche Neiße-Frankensteiner Tiefland hineinblickt, dürfte wahrscheinlich um das 15. Jahrhundert als eine Burggrafschaft des Neißer Bischofslandes erbaut worden sein. Die Burg hieß ursprünglich castrum Jawirnik und wurde im Hussitenkriege, damit sie den fanatischen Taboriten nicht als Stützpunkt ihrer schrecklichen Verwüstungen und Raubzüge dienen sollte, wegen Mangels von Verteidigungskräften dem Erdboden gleichgemacht und erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts von Bischof Johannes Thurzo aus dessen eigenem Vermögen wieder aufgebaut, welcher den Berg, auf dem sie steht, als glückliches Omen nach dem Namen des göttlichen Johannes benannte.

Der Johannesberg besteht aus einem mächtigen Lager von Hornblendeschiefer, welcher gegen das Ziegengründel und den Krebsgrund zu auch kleinere Nester von weißem Marmor enthält, während er seitwärts von Glimmerschiefer und graphitisch gefärbten Kalkphylliten durchzogen wird, die in östlicher Richtung gegen das Bergwerk zu in Kiesel- und Quarzschiefer übergehen. Diese Schieferarten sind nun von gold- und silberhaltigen Schwefel- und Arsenikkiesen durchzogen und werden auch von Bleierzen durchsetzt.

Dieselbe Formation in der Gesteinsbildung zeigen auch der Patzeltberg und jener Bergrücken im Jauerniger Stadtgrunde, welcher sich zwischen der Straße nach Landeck und dem roten Wasser hinzieht, nur daß noch dessen höchste, schroff emporragende Spitze (385) Serpentin mit Strahlstein und Asbest enthält.¹⁾

Der erste Bergbau auf Gold und Silber in der Umgebung des Schlosses Johannesberg wurde urkundlich im Anfange des 16. Jahrhunderts betrieben. Unterm 9. Dezember 1520²⁾ verliehen nämlich die Administratoren und Verweser der Kirche zu Breslau nach dem Tode des Fürstbischöfes Johannes VI. Thurzo (1506—1520) dem Breslauer Domherrn Do. u. i. Joh. Drysler und seinen eventuellen Mitgewerken auf den bischöflichen Erbgründen im Jauernigschen Grunde bei St. Johannesberg eine freie Fundgrube, St. Barbara genannt, „mitsamt irer zugehörung und gerechtigkeit aldoselbist und die negsten moß darnoch zusamt der andern dritten und vierden und eynen erbstollen auch mit seiner gerechtigkeit, wie

¹⁾ Vergl. die vorzüglich geschriebene Broschüre: „Das Reichensteiner und Bielengebirge v. J. Guckler“. Wien 1897. Verlag der k. k. geologischen Reichsanstalt.

²⁾ Abschrift der Urkunde im Breslauer Staatsarchive Landb. F. Neiße III, 21 N, 158 b ff. Abgedruckt im Band XX des Codex dipl. Silesiae.

bergwerk zu recht hot, in ewige teufe noch gangisfal auch hütten und mulen" zc. und befreiten ihn von der Abgabe des Zehents auf 5 Jahre.

Der neuerwählte Bischof Jacob v. Salza (1520—1559), welcher dem Bergbaue in seinem Meißner Fürstentume reges Interesse entgegenbrachte,¹⁾ verreichete laut Urkunde Meisse, 16. Dezember 1520²⁾ dem Herrn Hans Turßen von Bettelhemstorf, freiherrn auf Wohlau, Steinau zc., und seinen eventuellen Mitgewerken auf den bischöflichen Erbgründen zu St. Johannesberg einen Erbftollen, zu St. Katharina genannt, zunächst neben der Fundgrube zu St. Nikolas gelegen, mit Zugehörung zc. nach Bergwerksrecht unter vierjähriger Freiheitserteilung. Der Bergbaubetrieb „bey und umb Johannisberg“ muß ein günstiges Resultat geliefert haben, denn 8 Jahre später verleiht Bischof Jacob (am 2. Februar 1528)³⁾ dem edlen und wohlgeborenen Hans Turzen von Betlehensdorf abermals eine Fundgrube, zu St. Anna genannt, mit den üblichen Mäßen und einem Erb- und Suchstollen und stattete ihn „weil er und seine Gewerken die ersten im Felde waren und daselbige Gebeude mit unkoft stadlich bauen“, mit ansehnlichen Privilegien aus, wie solche die freien, bischöflichen Bergstädte Zuckmantel und Freiwaldau auch nicht anders hatten. Die Gewerken erhielten zunächst die Bewilligung, die zum Betriebe des Bergwerkes erforderlichen Häuser, Hütten, Mühlen und sonstigen Gebäulichkeiten frei und ohne jede Abgabe hiervon aufzubauen, wozu ihnen das notwendige Holz ebenso wie zu den Gruben- und Stollenbauten unentgeltlich durch den bischöflichen Waldförster aus den Wäldern der Herrschaft Johannesberg, wo es am bequemsten gelegen war, abgegeben wurde; ferner durften sie 4 Jahre lang ohne allen Waldzins und sonstigen Aufsatz Kohlen brennen, soviel sie benötigten, und erhielten die Bewilligung, Wege, Stege, Gräben und Wasserläufe anzulegen und in den letzteren auch frei zu fischen, ausgenommen jedoch im „Krebesbach“. In sämtlichen Städten, Märkten und Dörfern des Meißner Fürstentums durften sie frei kaufen und verkaufen, sowie allerlei Waren ohne jeden Zoll und sonstige Abgaben frei zu- und abführen; für ihre Bergwerksgebäude erhielten sie einen freien Wein- und Bierschenk. Vom Zehent oder der Urbare waren sie auf 5 Jahre befreit und brauchten auch während dieser Zeit das gewonnene Gold und Silber nicht an die bischöfliche Kammer oder Münze abführen, sondern konnten damit tun und lassen wie mit ihrem eigenen Gute. Für den Fall aber, daß die Bergwerke einen Gewinn ab-

¹⁾ Vergl. „Gold und Eisen“, Schilderung der Bergwerksverhältnisse Zuckmantels von Br. König 1902.

²⁾ Abschrift der Urkunde im Breslauer Staatsarchive Landb. F. Meisse III, 21 N, 182 b. Abgedruckt im Band XX des Codex dipl. Silesiae.

³⁾ Abschrift der Urkunde ebendasselbst.

werfen sollten und der Zehent an den Bischof als Landesfürsten entrichtet werden würde, sicherte ihnen dieser die Jagd auf Hasen und Federwild, ausgeschlossen jedoch das Hochwild, für ihren Tisch zu. Am Schlusse der Urkunde stellte der Bischof den Gewerken für den Fall, als es die Notwendigkeit erfordern sollte, auch noch weitere Befreiungen und Begnadigungen in Aussicht, leider sind uns jedoch keine Nachrichten darüber erhalten geblieben, wie lange der Bergbau Jauernigs bei diesen wahrhaft fürstlichen Zugeständnissen, aus denen hauptsächlich nur die Sorge Bischof Jacobs um das Wohl seiner Untertanen und um den Aufschwung seines Fürstentumes hervorleuchtet, geblüht haben mag.

Bei der Wiederaufnahme desselben im Jahre 1853 wurde jedoch konstatiert, daß aus dem 16. Jahrhunderte so zahlreiche Stollen und Schächte vorhanden sind, wie sie eben nur ein umfangreicher und langjähriger Betrieb im Gefolge haben konnte.

Daß in Jauernig schon seit den ältesten Zeiten auch Eisenhütten und Hammerwerke bestanden haben, ersehen wir aus einer Urkunde de dato Breslau, den 30. April 1351.¹⁾ Laut derselben übergibt nämlich Bischof Jacobus dem ehrbaren Mathias Strobitz, Stadtschreiber von Breslau, und seinen Gewerken die Hammerschlacken „so vor alders oder jeczund gebauet und sonst von den hammermeistern weggeton und in und bei den eisenhammern under uns umb und bey unserm geschlos sant Johannesberg und Freyenwalde befunden und in das frei gefallen sein“, zur Nutzbarmachung, jedoch hatten sie hierfür den Zehent in die bischöfliche Kammer zu bezahlen. Ein Privilegium zur Errichtung einer Eisenhütte und eines Hammerwerkes auf dem Eisenhübel beim Schlosse Johannesberg erteilte unterm 27. März 1538²⁾ Bischof Jacob von Salza dem Andreas Tischler und Paul Rumler samt ihren Gewerken. Obwohl es in der betreffenden Urkunde heißt, daß die beiden Genannten nebst den Schlacken im Jauerniger Grunde und jenen am flusse Schloppe bei Friedeberg auch die Eisenschlacken und Eisensteine, welche auf dem Orte, wo die Eisenwerke errichtet werden sollten, anstehen, aufarbeiten können, so ist es dem Verfasser trotz eifriger Nachforschungen doch nicht gelungen, in der nächsten Umgebung des Schlosses Johannesberg Eisenerze ausfindig zu machen, und es ist daher sehr wahrscheinlich, daß unter dem Eisenhübel die alten Magneteisenbergbaue bei Grenzgrund oder Waldeck gemeint sind, in welch' letzterem Orte auch zahlreiche Eisenschlacken vorfindlich sind.

¹⁾ Kopie derselben im Breslauer Staatsarchive Landb. F. Neisse III, 21 O, fol. 253b. Auszug abgedruckt im Band XX des Codex dipl. Silesiae.

²⁾ Abschrift der Urkunde im Breslauer Staatsarchiv Landb. F. Neisse III, 21 P, fol. 366b. Abgedruckt wie zuvor.

Das neue Hammerwerk begabte der Bischof mit ansehnlichen Freiheiten. Die Gewerken durften für sich und ihre Arbeiter frei schlachten, backen und Bier zufahren, letzteres jedoch nicht zum Verkaufe oder Schanke, auch durften sie dasselbe von keinem anderen Orte als vom Johannesberger Schlosse¹⁾ beziehen.

Das Wasser konnten sie ein Gewänd oberhalb der Eisenhütte aus dem Bache leiten, mußten es aber ein Gewänd unterhalb derselben wieder in den alten Gang zurückführen. Kohl- und Bauholz bekamen sie aus den bischöflichen Waldungen unentgeltlich, jedoch nur von jenen Stellen, welche ihnen vom Amtmanne auf Johannesberg zur Holzung bezeichnet wurden. Für den Fall, als sie auf den Wiesen oder Besitz der Untertanen auf Eisenerz einschlagen sollten und sie würden für den dadurch angerichteten Schaden dem Eigentümer eine leidliche Entschädigung bezahlen, durften sie am Einschlagen von niemandem gehindert werden. Vom Zehent waren sie auf ein Jahr befreit, jedoch nach Ablauf desselben hatten sie jährlich an die bischöfliche Kammer 8 Zentner Eisen und vom gewonnenen Erze als Zehent oder Urbar die zehnte Hüle²⁾ zu entrichten, welche letztere Abgabe auch da, wo es von den Bischöfen als gelegener erachtet werden sollte, in einen entsprechenden Geldbetrag umgewandelt werden konnte.

Über die Entwicklungsgeschichte und die Rentabilität dieses Hütten- und Hammerwerkes besitzen wir ebenfalls keine urkundlichen Nachrichten, und es dürfte wohl heute kaum jemand in Jauernig zu finden sein, der über den Ort, wo dasselbe gestanden hat, Aufschluß zu geben in der Lage wäre.

Aus der Zeit des Bischofs Jacobus, dieses eifrigen und unermüdeten Förderers des Bergbaues und Hüttenwesens, ist uns noch eine Urkunde vom 17. Februar 1535, ausgestellt in Weiße am Mittwoch nach Invocavit,³⁾ erhalten geblieben. Es wird da nämlich den beiden Jauerniger Bürgern Valten Tscharn und George Vilheuer die Bewilligung erteilt, in und auf den Gebirgen bei und um Johannisberg zu schürfen und einzuschlagen, auch wurde denselben samt ihren Mitgewerken eine Fundgrube mit den üblichen Mäßen und mit einem Erbstollen, samt Niclas genannt, zwischen dem Wege von Jauernig nach Landeck und dem Nordgrunde,⁴⁾ hinter dem Schlosse Johannisberg gelegen, verliehen.

¹⁾ Das Bräuhaus ließ erst im Jahre 1804 fürstbischöflich von Hohenlohe beim Schlosse, wo jetzt die Stallungen sich befinden, wegreißen und ein neues in der Kolonie Johannesberg erbauen.

²⁾ Ein Kasten, in dem das Erz in die Hütte befördert wurde; er enthielt Erze im Gewichte von 17—24 Zentnern.

³⁾ Eine Kopie derselben erliegt im Breslauer Staatsarchiv Landb. F., Weiße III, 21 P., fol. II. Ein Auszug hiervon ist abgedruckt im Band XX des Codex dipl. Silesiae.

⁴⁾ Rotes Wasser im Mückengrunde.

Diesem Bergwerke, dessen Haldenüberreste gegenwärtig von den angrenzenden Besitzern zu Wegausbesserungen abgefahren werden, erteilte Bischof Kaspar von Fogau (1562—1574) im Jahre 1571 die Zuckmantler Bergfreiheit. Es wird in der betreffenden Urkunde¹⁾ als ein höflicher und tröstlicher Bergbau bezeichnet, was ja auch sein 36-jähriger Bestand zur Genüge dartut. Wie aus einer Urkunde de dato Neisse, 5. Juni 1542,²⁾ laut welcher Bischof Balthasar einen Vergleich zwischen Hans Tscheterwang von Gostitz und der Stadt Patschkau wegen des Vorwerkes zu Alt-Patschkau und des Gutes Gostitz bestätigt, zu ersehen ist, wurde in der Nähe von Jauernig im Gostitzer Gebirge ein Eisenbergbau, jedoch mit ungünstigem Erfolge betrieben, denn es wird darin gesagt, daß Hans Scheterwange schon sehr viel auf das Bergwerk gewagt und dennoch nur einen geringen Nutzen daraus gehabt habe. Ebenso ungünstig gestaltete sich der Bergbau auf Blei und Silber in Krautenwalde, welcher schon früher einmal betrieben worden war und gegen das Jahr 1563 wieder aufgenommen wurde, um jedoch bald darauf für immer liegen zu bleiben.³⁾

Im Jahre 1796 versuchte man es bei Kamitz im Fürstentume Neisse, in der Nähe von Johannesberg ein Bergwerk zu errichten; allein das viele Wasser, welches sich bald einfand, vereitelte dieses Vornehmen.⁴⁾

Um diese Zeit beschäftigte sich in Jauernig der Goldschmied Joh. Brosig mit der Herstellung der sogenannten hessischen Schmelztiegel, welche er aus einer bei Freiwaldau im Gebirge aufgefundenen weißlichen Tonerde anfertigte. (Fundstelle jedenfalls Sörgsdorf, beim heutigen Braunkohlenlager.) Als jedoch im Jahre 1786 die österreichische Regierung ein Prämium von 100 Dukaten für die Auffindung des zur Herstellung von schwarzen Schmelztiegeln erforderlichen Materiales aussetzte, denn diese wurden bisher nur zu Hafnerzell im Bistum Passau angefertigt und mußten um teures Geld importiert werden, da machte sich der Genannte ins Gebirge auf die Suche und fand auch bei Biberteich, unweit Adelsdorf das echte Wasserblei, welches zur Anfertigung der schwarzen und feuerfesten Schmelztiegel verwendet wurde. Zur fabrikmäßigen Herstellung derselben erhielt auch Brosig die Bewilligung und er errichtete in Gesellschaft mit dem ehemaligen bischöflichen Kammerdirektor Kuß und Ignaz von Montbach bei Barzdorf

¹⁾ Abschrift der Urkunde vom 21. November 1571 im Breslauer Staatsarchiv, Landb. F., Neisse III, 21 Y., fol. 104. Abgedruckt wie zuvor.

²⁾ Die Urkunde erliegt im Breslauer Staatsarchiv, Urk.-Dep., Stadt Patschkau Nr. 12. Auszug derselben im Codex dipl. Silesiae. Band XXI.

³⁾ Nach einer Notiz bei Steinbeck II., S. 121—124, abgedruckt bei d'Elvert, S. 62.

⁴⁾ Notiz von Kneifel in der Geschichte des Bergbaues und Hüttenwesens in Mähren und Schlesien von d'Elvert, S. 175.

einen größeren Betrieb, so daß er innerhalb eines Jahres über 250 000 Stück Tiegel, Retorten, Vorlagen, Stangen, Muffen, Kupferduten, Probierscheiben u. dergl. erzeugen konnte, welche er im Inlande und in Preussisch-Schlesien absetzte. Die Fabrik bestand noch in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts, worauf sie jedenfalls aus nicht bekannten Ursachen eingegangen sein dürfte.¹⁾

Über den Jauerniger Bergbau dürften aus früheren Jahrhunderten keine weiteren Nachrichten mehr vorfindlich sein, sicher jedoch kann angenommen werden, daß derselbe durch den 30 jährigen Krieg vollständig lahm gelegt worden ist und erst sehr spät im Jahre 1853 durch den Reichensteiner Kommerzienrat Güttler wieder aufgenommen wurde. Im Jahre 1851 hatte nämlich der Grundbesitzer und Bleicher Franz Band aus Oberforst auf seinem zur Gemeinde Dorf Jauernig gehörigen Felde beim Aekern einen graublauen, auffallend schimmernden und für seine Größe sehr schweren Stein gefunden. Einige Wochen später reiste ein Obersteiger des Reichensteiner Bergwerkes durch Oberforst und kam hier mit Franz Band zusammen, der ihm von dem sonderbaren Steinfunde Mitteilung machte. Der Steiger erbat sich den Stein aus und nahm ihn nach Reichenstein zur Analyse mit, welche ergab, daß er nebst Arsenik und Blei auch Gold und Silber enthalte.²⁾ Daraufhin kam der Reichensteiner Berg- und Kommerzienrat Güttler um die Schurfbewilligung ein, die ihm auch sofort erteilt wurde. Die bedeutendsten Schurfgruben wurden auf den Feldern der Frau Langer, des Grundbesitzers Zucker und des Bleichers Franz Band ausgeworfen, und man gewann die Überzeugung, daß hier wirklich edle Erze lagern.

Nun wurde mit dem Baue des etwa 47 Meter von der nach dem Krebsgrunde führenden Waldstraße entfernt liegenden Stollens und des noch jetzt bestehenden Steigerhauses, zu welchem 1853 der Grundstein gelegt wurde, begonnen. Das Gebäude enthielt die Wohnung des Obersteigers, eine Kanzlei, eine Betstube und eine Scheidestube. In der letzteren arbeiteten 13 Scheidejungen und ein Scheidemeister. Der Stollen ist bis zum flachgesenkten 30 Meter und von hier bis zum Schacht 95 Meter lang. Der Schacht hatte bis auf die Wassersohle eine Tiefe von 18 Meter. Die Grubenwässer sammelten sich in einem mit starkem Gewölbe versehenen Reservoir, aus welchem sie vermittelst einer Dampfmaschine von 18 Pferdekraften durch eine Wasserhebe-Vorrichtung, deren starke eiserne Röhren noch heute bis auf den Grund eingebaut stehen, hinausbefördert wurden. Das

¹⁾ Nach d'Elvert, S. 402.

²⁾ Nach Angaben des Oberlehrers Joh. Kolibabe von Sörgsdorf.

Maschinenhaus war ein sehr netter Bau, ebenso das Kesselhaus mit seinem 29 Meter hohen Kamin. Nachdem nun hier alles fertig stand, mußte auf den Bau einer Erzaufarbeitungsanstalt gedacht werden. Dieselbe lag ca. 380 Meter unterhalb der ehemaligen Bleiche in Oberforst, wurde mit einem Kostenaufwande von 72000 Kronen erbaut und hatte ein Wasserbetriebsrad, welches 9 Meter Durchmesser und bei genügendem Wasser 18 Pferdekräfte hatte. Über den Betrieb schreibt der k. k. Oberfinanzrat Christian Ritter d'Elvert in seiner Geschichte des Bergbaues und Hüttenwesens in Mähren und Oesterreich-Schlesien: „Der Bergbau auf edle Metalle ist im Jahre 1862 in Schlesien unergiebig und geht infolge dessen mehr und mehr ein. Gegenwärtig wird nur noch in der Segengottes-Zechen bei Jauernig, jedoch mit großer Einschränkung gebaut, da überhaupt die Zukunft dieses Werkes von der angestrebten Konzession zur Errichtung einer Realgarhütte abhängig erscheint, weil die alleinige Gewinnung des Silbers aus den meist arsenikalischen und schwefelkiesigen Erzen nicht lohnend gefunden wird.“

Der Bau einer Arsenikhütte rief jedoch einen entschiedenen Protest bei den umliegenden Ortschaften Stadt und Dorf Jauernig, Barzdorf, Sörgsdorf und Weißbach hervor. Trotzdem jedoch das k. k. Troppauer Landesgericht und das Brünnener Oberlandesgericht den Bau untersagten, ergriff der Präses der Gewerkschaft den Rekurs beim hohen Ministerium, welches nun auch die Baubewilligung erteilte. Die Arsenikhütte war bis 1865 im Betriebe, in welchem Jahre der Bergbau von den Aktionären, die einen Verlust von einer Viertelmillion erlitten hatten, aufgelassen wurde. In Bezug auf die geringe Rentabilität derselben hatte sich der Umstand geltend gemacht, daß sich eine englische Aktiengesellschaft in dem bekannten sächsischen Muldentale bei der Bergstadt Freiberg auf Erzeugung von Arsenik aus den dort nach Millionen Zentnern zu Tage liegenden, stark arsenikhaltigen Halden gebildet hatte, die dann den Arsenik so billig lieferte, daß andere Fabriken nicht konkurrieren konnten. In der Glanzperiode des Betriebes hatte die Gewerks-Gesellschaft 99 Bergknappen, 1 Steiger, 1 Inspektor, 13 Scheidejungen, 1 Scheidemeister, 2 Arsenikbrenner, 1 Arsenikmüller und 18 Leute in dem Pochwerke. Es war am Leopolditage eines jeden Jahres recht hübsch anzusehen, wenn diese wackere Gesellschaft früh zum Festgottesdienste, dann zum Festmahle und abends bei Musik und Fackelzug in den Tanzsaal marschierte.

Silberbergbau wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts auch in Weißwasser betrieben, und in der Zeit von 1889—1894 entwickelte sich in Grenzgrund ein reger Bergbaubetrieb auf Magneteisenerze, an welchem oft mehr als 80 Bergleute beteiligt waren, die jährlich an Gehalten und

Löhnen ca. 50 000 Mark ausbezahlt erhielten. Obwohl die Erze durchschnittlich 70% Eisengehalt hatten, so kam deren Verfrachtung mittelst Wagen von Grenzgrund bis zum Bahnhofe in Patschkau doch zu hoch, und als dann auch noch das Wasser nicht mehr bewältigt werden konnte und den Abbau sehr erschwerte, so wurde der Betrieb von der gräfl. Henckel von Donnersmarck'schen Verwaltung eingestellt. Im Jahre 1889 hatte im Stadtgrunde bei Jauernig der Gutsbesitzer Hans Schubert ein Bergwerk auf Graphit eröffnet, da aber dieser zu quarzhaltig war und eine bessere Qualität nicht vorgefunden wurde, so ging der Betrieb nach zwei Jahren wieder ein.

In das Meer der Vergangenheit sind nun auch die goldenen Tage Jauernigs hinabgesunken, und die heutige Generation dürfte es wohl kaum erleben, daß ein neuer Bergbau frisches Leben und eine rege Tätigkeit in unsere industrieloze und daher auch idyllisch ruhige Stadt und Umgebung bringen würde. Heutzutage sind hohe Steuern und Umlagen, teure Lebensmittel- und Holzpreise, bedeutende Arbeitslöhne und Gehalte, sowie die Minderwertigkeit der Edelmetalle an und für sich schon Faktoren, welche die Ertragsfähigkeit des Bergbaues gegenwärtig illusorischer erscheinen lassen, wie in früheren Jahrhunderten, und unter dem Wechsel der Verhältnisse fallen am schwersten jene ansehnlichen Privilegien und Benefizien in die Waagschale, welche den Bergbau-Unternehmern und Gesellschaften von den Bischöfen als Landesfürsten gewährt werden konnten.

Über den Bergbau am mährisch-schlesischen Gesenke in der Gegend von Friedeberg und Freiwaldau im 15. Jahrhundert gibt der Wegweiser eines gewissen Antonius Wale von Florenz¹⁾ einen interessanten Aufschluß. Der Genannte hatte im Jahre 1410 vom Böhmer König Wenzel die Erlaubnis erhalten, sich in Breslau niederzulassen und Wechselgeschäfte zu betreiben. Im Jahre 1418 wurde er Vorsteher der Krafauer Berggewerke, und nachdem diese auch im Bischofslande am Bergbaue beteiligt waren, so konnte sich Wale eine genaue Kenntnis der hier befindlichen Bergorte aneignen, weshalb auch seinem Führer der Anspruch auf Richtigkeit nicht genommen werden kann. Er schreibt in demselben:

„Wiltu aber off eynen seyffen gehen in das hohe gebirge, so froge von dem Reychensteyne off Fredebergk. Doselbist ist alleyn eyn wegz, dy Hj meylen off den Goldensteyn. Wen du wirst komen bey Hj firtil wegis von Fredebergk, do seyn czwe glasehutten gewest. Dornoch ge abir j firtil wegis und sich dich denne umbe off beyde seyten, so findistu eyne wortzel, dy heysit futzgauche (unbekannt). Dy wurczel ist gestald also eyn menschin hewt mit seyнем antelicze und hot blettir vulnach zam wegebreyt, wen sy

¹⁾ Abgedruckt im Codex dipl. Silesiae, Band XX.

seyñ gruner und wachsin hochir wen wegebreyt.¹⁾ Wor czu dy wurz dinet, daz magistu irfaren (jedenfalls als Wünschelrute). Dornoch gehe obir den Bobinbergk (Bogenberg bei der Nesselkoppe), baz du komest an dy stroße, dy von Freyenwalde off den Guldinsteyn gehet, obirschreyt dy stroße und gehe den hohen bergk off, den du sifst, de heyset de Kalebergk. Dofelbist vindistu eyne steyg off deme berge. Deme gehe noch, bis daz du en vorlewisft. Dornoch hald dich en wenig beyñ dem mittage, baz du vor dir sifst eyne steyn rucke, dornoch vor dir abir eyne. Gehe denne vorbas bergkabe off dy rechte hant eyñ gewende abir 11j, zo kommest du czu eyñem seyffen, der get yn den mittag. Dofelbist findistu swartzge gesteyne ynne, dy seyñ lengelicht und eclicht; und wenn du sy czuslest, so seyñ sy yñnewigk braun alz eyñ scharlach und sy seyñ swer und herte, und ich helde, is sey recht rebenisch (rubinhältig?). Daz magistu vorsuchen, waz is getragin magk. Denne kere wedir umbe, bis du kommest baz an dy stroße, so gehe dofelbist feyn Freyenwalde. Von Freyenwalde vorbas off den Spitzzenstein, der ist eyne meyle. Do von wiltu yn den bergk gehen, do findistu wol obentewpre von Silber und Gold. Wiltu is andirß wegen, der bergk ist yñnewigk gar mancher hande. Wiltu is allis irvaren, das stet zu dir selbe, wen mir hot Procopius Hoberg (derselbe konnte bis jetzt noch nicht urkundlich festgestellt werden, dürfte jedoch keine Phantastefigur sein), gesagit, der in dem berge gewest ist, daz mancherley genge dorynne seyñ, und yn dem berge ist eyñ flis, wer sich doreyn wogen welde und erbitten (arbeiten), her funde also ich gesagit habe. Unde wer do vorbaz ober daz flis gynge yn dem berge und welde is wogen, der funde, daz her eyñ großer herre mochte werden, zo is got gebin wolde. Her hot mir och gesagit, daz eyñ doctur is geebintewrit hot, der hot große schatzge irworbin. Von dem Spiczensteyne²⁾ hostu noch eyñ firtil wegis feyn Sawpisdorff; do froge noch dem NImenberge bey dem Rotinwasser gelegen, do findestu eyñen vierckichten schacht, den dy meteburger czu der Weiße haben geerbit und worden nicht eyne und lissin en legin. Do hobe ich ynne gesehin gedegin silber, dy tczogen also eyñ gut messirucke. Wer do erbeyten welde, der hette den willen des herren von dem Caldensteyne, der leynt en firtil wegis dorvon. So ge denne vor bas off dy Weydenaw, aus dem Gebirge, wo du wilt, und dyne dem almechtigen gote“.

Im Jahre 1472 hatte Bischof Rudolf von Rüdeshheim die Burg Kaltenstein an den Ritter Hynko von Meynholt um 2700 ungarische Gulden

¹⁾ Der Beschreibung nach dürfte es die Alraunwurzel sein, denn diese wurde schon von den Griechen „*ἀνδροπομόροσσο*“ genannt. Die Römer hießen sie Mandragora und schrieben ihr geheimnisvolle Kräfte zu.

²⁾ Goldkoppe mit dem Viktorbache.

verpfändet und im darauf folgenden Jahre erteilte er demselben mit Urkunde¹⁾ de dato Weisse, 1. Februar 1473 in Anbetracht der mannigfachen und angenehmen Dienste, welche er den Bischöfen und der Kirche zu Breslau schon geleistet habe und noch leisten werde, die Bewilligung: „allerley erz und zuvoran silbererz umb den Caldensteyn und doselbist umb yn der kirchen land suchen und graben“ zu können. Der Bischof behielt sich das Mitbaurecht vor und befreite Meynholt von der Abgabe der Urbare auf ein halbes Jahr. Nach Ablauf dieser Zeit sollte er jedoch dieselbe der Kirche solange reichen, als die Bergwerke gebaut werden und einen Ertrag abwerfen würden.

Ob nun das Kaltensteiner Gebirge, wie es im Wegweiser von Wale heißt, von gediegenen Silberadern gut so stark wie ein Messerrücken tatsächlich durchzogen wurde, und ob der Ritter Meynholt einen reichen Nutzen aus dem Bergbaue erzielte, läßt sich urkundlich leider nicht feststellen, aber es muß als ein günstiges Zeichen für den Bergbaubetrieb angesehen werden, daß im Jahre 1479 der Bischof aus besonderer Gnade, Liebe und Gunst einer neuen Gewerkschaft, bestehend aus den ehrbaren und vorsichtigen Breslauer Bürgern Hanns Krapfen, Hanns Haunolden, Wytchen Lewenberg und Johann Perger ein Bergbauprivileg für das Gebirge beim Kaltenstein und gegen Friedeberg zu verleiht.²⁾ Die Genannten erhielten nämlich die Bewilligung, an jenen Orten, welche sie am geeignetsten hierfür befinden würden, Bergwerke auf Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei oder auch Wäschereien zu errichten. Von der Urbare waren sie auf ein ganzes Jahr befreit, nach Ablauf desselben sollten sie jedoch den Zehent nach der Gattung des Erzes schütten, wie es nach Bergwerksrecht im Lande Gewohnheit sei. Nach Erledigung dieser Verpflichtung wurde es ihnen freigestellt, über den ihnen noch verbleibenden Teil nach Belieben verfügen zu können, jedoch dem Bischofe, seinen Nachfolgern und der Breslauer Kirche an ihren Gerechtigkeiten und sonst auch an jedermanns Recht unschädlich und ungehindert. Zur Kaltensteiner Burggrafschaft gehörte auch die Erbvogtei in Jungferndorf. In der Nähe dieses Ortes an der nordöstlichen Abdachung des Beer-Berges befinden sich die Krosser Quarzbrüche. Zur Ausnützung derselben erteilte unterm 18. Oktober 1509³⁾ Bischof Johannes Thurzo (1506–1520) dem Glaser Hans fleßig von

¹⁾ Eine Kopie derselben erliegt im Breslauer Staatsarchive, Weisser Lagerbuch H. 80. Auszug im Codex dipl. Silesiae, Band XX.

²⁾ Abschrift der Urkunde de dato. Breslau 4 April 1479 im Breslauer Staatsarchiv, Weisser Lagerbuch H. 273 b. Codex dipl. Silesiae, Band XX.

³⁾ Abschrift der Urkunde im Breslauer Staatsarchive, Weisser Lagerbuch III, 21. H. 177.

Jungfrauendorf die Bewilligung, auf seinen drei vom Vater ererbten Hufen eine Glashütte zu erbauen. Mit diesem Besitze wurden noch zwei wüste Erbgüter vereinigt und demselben sodann ein scholtiseiliches Privilegium erteilt, d. h. die Glaser von Jungferndorf samt ihren Nachkommen durften frei schlachten, backen und Bier schenken, sie hatten freie Jagd und Fischerei, ihre Güter mit Ausnahme der Viehtrist, unterstanden nicht mehr dem Erbgerichte zu Jungferndorf und sie selbst gehörten zu den bischöflichen Amtsleuten. In den Wäldern im Kaltensteinschen Gebirge konnten sie für ihre und der Glashütte Notdurft Asche brennen, jedoch hiez zu nur das umgefallene und sonst zum Baue untaugliche Holz ohne jede Verderbnis des Waldes verwenden. Sonst durfte bei Strafe daselbst niemand anders Asche brennen, „alleine ausgenommen, so wir oder unser nachkommen bischoven zu Breslau bey sant Johannesberg wie vor alders gewest, eine glasehütten uffrichten und bauten lissen, in welchem fall wir uns und unser kirche unvorstricket in irer freyheit allenthalben vorbehalten“. In der Glashütte durften die Glaser nur einheimisches Bier schenken; waren sie jedoch gezwungen für ihre Ware fremde Biere „Breslisches oder Schweidenites“ anzunehmen, so konnten sie dieses fürs Geld verschänken, wenn es nicht zu oft und übermäßig geschehen sollte. Als Zins zahlten sie dem Bischofe jährlich 5 Mark, außerdem hatten sie noch ein bestimmtes Quantum ihrer Erzeugnisse abzugeben.

Von dem weiteren Aufschwunge des Bergbaues auf der Herrschaft Kaltenstein gibt uns eine Urkunde¹⁾ vom 10. April 1520, ausgestellt in Neisse, Zeugnis. Laut derselben verreichete der Bischof Hansen Graupnern und seinen Mitgewerken eine Fundgrube mit ihrer Gerechtigkeit und ihren Maßen, ferner einen Erbstollen mit seiner Gerechtigkeit und einen Suchstollen. Es muß sich hier schon um einen größeren Bergbaubetrieb gehandelt haben, denn der Bischof erteilte auch noch die Bewilligung zur Anlage einer Hüttenstadt, jedoch mußte dieselbe auf den Gründen der Kirche erbaut werden. Bei einem ungünstigen Ertrage der Bergwerke wäre man ganz gewiß nicht zur Anlage einer Niederlassung geschritten, und es wäre hierzu ebensowenig die Bewilligung erteilt worden, denn die Grundherren hatten hierbei auch mancherlei Verpflichtungen zu übernehmen. Nach Bergwerksrecht und Ordnung konnten bei jedem gemessenen Berge sechzehn Hoffstätten angelegt werden, zu deren Erbauung die Bischöfe das Holz unentgeltlich abgeben mußten. In den Hütten durfte Fleisch, Brot und Kram feilgehalten, sowie Bier, Met und Wein ausgeschänkt werden. ferner war

¹⁾ Kopie im Breslauer Staatsarchive, Landbuch F. Neisse III. 21 M. fol. 100/101 b. Auszug im Codex dipl. Silesiae, Band XX.

da freier Markt und freie Ab- und Zufuhr. Zu einer Hüttenstadt gehörte endlich auch noch eine Hutweide von Bogenschußweite in der Runde, welche das nötige Futter für das Vieh der Bergleute lieferte.¹⁾ Wie lange und mit welchem Erfolge auf der Herrschaft Kaltenstein der Silberbergbau noch weiter betrieben wurde, ist nicht bekannt, da aus der späteren Zeit weder urkundliche Nachrichten noch irgend welche Anhaltspunkte überhaupt vorhanden sind.

Auf der Herrschaft Friedeberg scheint erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein ernsthafter Bergbau in Angriff genommen worden zu sein. Laut Urkunde²⁾ vom 9. Dezember 1520 verleihen nämlich die Administratoren und Verweser der Kirche zu Breslau dem Domherrn D^o. u. i. Joh. Drysler und seinen eventuellen Mitgewerken, welche auch in der Nähe des Schlosses Johannesberg bauten, eine Bergbegnadigung auf eine Erzgrube des Berges Silberberg in den Gebirgen der Burg Friedenberg, zu St. Katharina genannt, nächst den Gruben und Mäßen des Herrn Johann Thurzo, zu St. Christophorus genannt. Ferner wurden denselben auch etliche Gruben und Erbstollen am Brunnenberge verreichet, und weil diese Bergwerke wild eingeschlagen wurden und sich infolge dessen noch nicht als ergiebig zeigen konnten, so erhielten die Gewerken auf 3 Jahre Freiheit von der Urbare. Des Friedeberger Bergbaues wird noch einmal Erwähnung getan im Jahre 1580. Kaiser Rudolf II. hatte nämlich zur Inspizierung der Bergwerke eine eigene Kommission nach Schlesien entsandt, und an diese wandten sich die Gewerken im freiwaldauischen und Friedebergischen Gebiete mit der Bitte, gleich anderen Berggenossen kaiserlichen Schutz zu erhalten. Der Visitations-Kommissarius, k. k. Oberbergmeister Gregor Pardt, überreichte das Gesuch unterm 22. März 1580 der schlesischen Kammer, „weil sich an dem Ort der Herr Bischof die Bergwerks-Regalien annahen tun“, und meinte, daß vorher derselbe wohl zur Edition seiner Privilegien anzuhalten sein werde.³⁾ Eine derartige Aufforderung war schon von Kaiser Ferdinand im Jahre 1560 an Bischof Balthasar namentlich wegen der Zuckmanteler Bergwerke gerichtet worden, und letzterer ließ durch seinen Abgeordneten vorbringen, „daß er und seine Vorgänger bisher die Bergwerke ohne eines Königs von Böhmen Widerrede innegehabt hätten.“⁴⁾

Wir haben schon anfangs nachgewiesen, daß die Bischöfe von Breslau ganz rechtmäßig in den Besitz der herzoglichen Hoheitsrechte und damit auch

¹⁾ Vergl. das scharfsinnig geschriebene Werk „Das böhmische Bergrecht des Mittelalters“ von Hyša.

²⁾ Kopie im Breslauer Staatsarchiv, Landbuch F., Meisse III. 21 N, 158 b ff. Abgedruckt im Codex dipl. Silesiae, Band XX.

³⁾ Steinbeck II 116. Zivier „Urkunden“ S. 299.

⁴⁾ Codex dipl. Silesiae, Band XXI.

des Bergregales für ihr Fürstentum Neisse gekommen sind. Ihr jus ducale wurde auch von den anderen schlesischen Fürsten, anfangs zwar nach harten Kämpfen, anerkannt, und dasselbe ist auch später von den böhmischen Königen respektiert worden, obwohl die Kirche von denselben ihr Besitztum als Lehen genommen hatte.

Auch die Einsprache des Kaisers konnte eine Änderung nicht herbeiführen, und diese ist erst dann eingetreten, als infolge der Teilung Schlesiens andere Verhältnisse geschaffen wurden und den Bischöfen die weltliche Macht überhaupt verloren ging.

In neuerer Zeit wurde der Bergbau auf der Herrschaft Friedeberg im sb. Forstreviere Gurschdorf in den Jahren 1856 und 1856—57 wieder aufgenommen. Es ist allerdings nicht bekannt geblieben, wer die Unternehmer waren, jedoch muß aus dem jedesmaligen, nur kurzen Betriebe geschlossen werden, daß die Resultate keine zufriedenstellenden gewesen sind, und wir hören auch erst wieder im Jahre 1893 von neuerlichen Schürfungen, welche von der Firma Gebrüder Freund, Industrielle und Großhändler von Ratibor im Gurschdorfer Reviere, Abteilung 34 lit. 1, c, d an Stellen, wo noch Spuren ehemaligen Bergbaues zu finden waren, gemacht worden sind. Es wurde zuerst in der Schneise zwischen Fach 34 und 45 unter Leitung des Obersteigers Enzmann bis zu einer Tiefe von 21 Meter ein Schacht geschlagen und aus demselben minderwertige Kupfererze zu Tage gefördert; sodann trieb man zu demselben in einer Entfernung von 150 Meter in nordöstlicher Richtung einen Stollen, in welchem eine ziemlich mächtige Quarzader mit silberhältigem Bleiglanze, sowie Kupfererze vorfindlich waren. Die Arbeiten wurden jedoch nur mit 2 bis 4 Mann bis zum Jahre 1894 fortgesetzt, und nachdem man noch im Fach 34 ein oder zwei größere Schächte und gegen die Talsohle zu, 20 Meter oberhalb der Silberbrücke, einen Stollen bis zu 14 Meter Länge getrieben hatte, wurde der Bergbau gänzlich eingestellt. Obwohl die Kosten dieses Unternehmens einen Betrag von 40 000 Kronen absorbiert haben sollen, so kann es sich nach der ganzen Sachlage doch nicht um einen ernsthaften Bergbaubetrieb, sondern nur um eine versuchsweise Spielerei gehandelt haben, bei welcher man die Hoffnung gehegt haben mag, mit einem kleinen Kapitale ein Bergwerk zu eröffnen, um es mit einem größeren Gewinne wieder zu verkaufen. In unseren alten Sagen heißt es, daß vor langer, langer Zeit Männer ins Land gekommen wären, welche jede Gefälligkeit mit Gold bezahlten, die in unseren Bergen auch noch große Schätze erkannten, sie aber nicht hoben, sondern darauf verwiesen, daß sie erst in einer späteren Zeit gewonnen werden würden. Diese Reichtümer, bestehend in Kalk, Marmor, Granit, Quarz, Basalt, Kaolin, Braunkohle, Ton, Lehm, Sand u., gelangen nun

heutzutage zur Ausbeute. Namentlich in der Friedeberger Gegend beginnt eine mächtige Stein-Industrie sich zu entwickeln. Da sind Marmorbrüche in Kaltenstein, Kalköfen in Sezdorf und zahlreiche Lager vorzüglichen Granites bei Friedeberg. Hunderte von Menschen finden hier Erwerb und Nahrung. Die erzeugten Waren werden größtenteils nach Deutschland exportiert, welches jedoch auf dieselben einen hohen Einfuhrzoll zu legen beabsichtigt, wodurch unserem echt deutschen Volke wieder eine seiner sehr spärlichen Lebensadern gerade so unterbunden werden würde, wie dies bereits bei der Holzindustrie schon geschehen ist. Hoffentlich jedoch erweist sich die Zollpolitik Deutschlands als eine weitsichtige, und es wird durch dieselbe das stammverwandte Schlesiervolk, welches schon seit Jahrhunderten am Gebirgswalle der Sudeten die Wache gegen die slavische Hochflut hält, an seinen Existenzbedingungen nicht zu hart betroffen. In diesem Sinne schließen wir auch unsere Ausführungen mit den Worten des jugendlichen Helden-Dichters:

„Neu erzeugt mit jedem Morgen
 Geht die Sonne ihren Lauf.
 Ungeklärt ertönt der Berge
 Uralt Zauberwort: „Glück auf!“

Aus Ober-Glogaus Vergangenheit.

Eine Sage.

Mitgeteilt von

Wilhelm Koenig, Laurahütte.

In der Umgegend von Ober-Glogau erzählt der Volksmund folgende wunderbare Begebenheit, der unleugbar ein tiefer Sinn innewohnt, und die allen Herren, die ihre Untergebenen ungerechterweise bedrücken, beständig vor Augen schweben sollte.

Es war im Jahre 1538 um die Zeit des St. Michael-festes, als ein adliger Lehnherr in der Nähe von Ober-Glogau einem seiner Leibeigenen, gegen die er eine ungerechte Herrschaft ausübte, bei Verlust der Habe und des Leibes befahl, daß er einen Eichbaum mit seinem Wagen und seinen Pferden ihm auf seinen Herrnsitz fahren sollte. Der Bauer befah sich mit seinem Knechte den bereits gefällten mächtigen Baum und erkannte, daß er eine so schwere Last mit seinem Gespann unmöglich fort-schaffen könne. Tiefbekümmert schritt er von dannen.

Auf dem Heimwege begegnete er einem Manne von hohem Wuchs, der nach der Ursache seiner Traurigkeit teilnehmend forschte. Der Bauer erzählte treuherzig und unter Tränen, welche Pflicht ihm sein gestrenger Herr unter Androhung der härtesten Strafen auferlegt habe, und wie es ihm unmöglich sei, das Gebot zu erfüllen. Da sprach der Unbekannte: „Sei getrost, ich will den Baum fahren, Du brauchst mir bloß das Vordergestell Deines Wagens zu leihen“.

Voll froher Zuversicht gab der Bauer seine Zustimmung. Und was geschah? Der Fremde legte den Gipfel des Baumes, der plötzlich alle seine ihm bereits abgeschnittenen Äste und Zweige wiederbekam, auf das Vordergestell des Wagens. Nun raste und tobte der Baum durch Wiesen und Felder, überall die Spuren der furchtbaren Fahrt zurücklassend, und als er das Gehöft des Herrn erreicht hatte, da zerstörte er schnell alle Zäune, Tore, Scheuern und Ställe, indem er um den Herrnsitz herumfuhr, und machte alles dem Boden gleich.

Als endlich der Baum auf dem Gehöft ruhig niedergelegt war schickte der Fremde dem Herrn den Befehl zu, zu ihm herauszukommen — sonst würde er selber ins Haus eintreten. Von einer unsäglichen Angst ergriffen, wagte der Herr es nicht, sich der Aufforderung zu widersetzen; zitternd trat er aus der Thür des Hauses. Mit Donnerstimme herrschte der mächtige Fuhrmann den Hartherzigen an: „Siehe, da liegt der Baum an der Stelle, wie Du es befohlen. Doch tue nun Deine Augen auf und siehe, mit was für Pferden ich diese Arbeit geleistet!“ Da wurden seine Augen geöffnet, und er erkannte seinen Vater, seine Mutter, seinen Großvater und noch einen andern aus seiner Verwandtschaft. Und wieder sprach der gewaltige Fuhrmann: „Siehe, hier erblickst Du die Pferde, mit denen ich die Arbeit getan habe; ich hoffe, daß ich noch vier andere solcher Lastpferde aus Deiner Familie bekommen werde, und ohne Zweifel wirst auch Du eins von diesen sein“. Nach diesen Worten war der Fuhrmann verschwunden und mit ihm das Dach des Herrenhauses.

Der Baum hatte wunderbarerweise eine solche Härte erhalten, daß er auch mit Hilfe der besten Werkzeuge weder zerspalten noch sonstwie zerlegt werden konnte, und daß er bei jedem Versuche, ihn zu zerhauen, Feuerfunken sprühte. Der arme Bauer aber, der drei Tage mit seinen Kindern kein Brot im Hause gehabt hatte, fand drei große Brote auf seinem Tische vor.

Vier Märchen aus der Grottkauer Gegend.

Mitgeteilt von

A. Bartsch, Breslau.

1.

Das Mäuschen.

In einer kleinen Mühle lebte eine Mutter mit drei Töchtern, welche sich mühsam durch das Leben durchschlugen. Die beiden älteren Schwestern waren böseartig; sie behandelten das Vieh übel und erschlugen jedes Mäuschen in der Mühle. Die dritte Schwester konnte keinem Tierchen etwas zuleide tun; oft warf sie heimlich Körner den Mäuschen vor. Eines von diesen, ein weißes, wurde so zutraulich, daß es ihr sogar auf „die Schoße“ kroch und sich von ihr streicheln ließ.

Wegen der schlechten Lage der Familie sollte sich die älteste Schwester vermieten. Bei einem feinen Herrn, dem Besitzer eines großen weitläufigen Schlosses mitten im Walde, fand sie als Wirtschaftlerin Stellung; sie erhielt den Auftrag, alle Stuben in Ordnung zu halten; nur die eine zu öffnen war ihr verboten. In einem Jahre sollte sie, wenn sie folgsam wäre, seine Frau werden. Aber die Neugier trieb sie schon am nächsten Tage, als der Herr verreiste, in das verbotene Zimmer. Zu ihrem Schrecken sah sie in demselben lauter tote Mädchen aufgehängt. Sie schloß bald zu und ging bleich vor Entsetzen weg. Als der Herr zurückkehrte und ihren Ungehorsam merkte, hing er sie neben den anderen auf.

Nun trat die zweite Schwester bei ihm in Dienst; es erging ihr ebenso wie der ersten.

Darauf sollte die dritte Schwester sehen, wo die beiden anderen geblieben wären. Auch sie kam zu dem verwünschten Schlosse, wo sie sich unter denselben Bedingungen bei dem Ritter vermietete, wie ihre Schwestern. In allem leistete sie seinen Befehlen Folge und mied vor allem das verbotene Zimmer.

Eines Tages, als der Herr verreist war, erschien auf einmal das weiße Mäuschen und sagte ihr: „Erschrick nicht, ich komme Dich zu erlösen zum Danke dafür, daß Du mich liebevoll gefüttert hast. Ich will Dir Deine Schwestern zeigen, wo sie sind.“

Mit diesen Worten zog das Mäuschen einen goldenen Schlüssel hervor, schloß das Zimmer auf, berührte die Schwestern mit dem Schlüssel, und diese wurden lebendig. Die jüngste durfte sich Gold, eine Kleinigkeit mitnehmen, das sich zu Hause vergrößerte und für die ganze Familie ausreichte.

Eiligst führte das Mäuschen die drei Schwestern fort. Als der Herr in sein Schloß zurückkehrte, verschwand Herr und Schloß von der Stelle.

Die Rettung war des Mäuschens schönster Dank.

2.

Das graue Männel und der Prenzel.¹⁾

Es war eine Mutter mit drei Söhnen; den jüngsten nannten sie den dummen Hans. Da die Mutter nicht die Mittel hatte, die drei Söhne zu ernähren, sollte der älteste sich einen Dienst suchen. Nach mehreren Wandern kam er in einen großen, großen Wald, der eine schöne grüne Wiese einrahmte. Stand da ein stattlicher Mann in grünem Jägeranzuge, der ihn zuerst ansprach und fragte: „Wo gehst Du hin?“ — „Ich will mich vermieten.“ — „Nun gut“, sprach der Jägersmann, „ich miete Dich auf ein ganzes Jahr. Dein Geschäft ist die Schafe zu hüten. Du darfst Dich aber mit niemand in ein Gespräch einlassen, mögen sie fragen, was sie wollen. Zur Antwort gibst Du jedem die Worte: „Ich hüte die Schafe“. Während Du mit den Leuten sprichst, darfst Du Dich nicht umsehen. folgst Du meinen Anweisungen, so bist Du in einem Jahre versorgt zeit Deines Lebens.“

Auf einmal war die Wiese voll Schafe, und sein Herr war weg. Bald darauf kam ein feiner Herr und fragte den Hirten, wem die Schafe gehörten. Da sagte dieser das erste Mal: „Ich hüte die Schafe“. Als jener aber ihm einen dreimal so hohen Lohn versprach, war sein fester Voratz geschwunden, und er gab ihm über alles, was er wissen wollte, Bescheid.

Währenddem waren alle Schafe verschwunden; der grüne Jägersmann stand vor ihm und sprach: „Du hast meinen Anweisungen nicht folge geleistet, mithin bist Du entlassen. Sechs Wochen hast Du bei mir gedient

¹⁾ Stock, Stab, Knüttel.

(das schien dem andern kaum möglich; er glaubte erst einen Tag da zu sein). Hier hast Du Deinen Lohn. Willst Du einen Ballen blauen oder schwarzen Tuches?" Er wählte blaues; er erhielt noch ein reichliches Reisegeld und kam glücklich bei Mutter und Brüdern an. Ihre Freude war groß, daß er so schön ausgestattet in die Heimat zurückkehrte.

Da bekam der zweite Bruder Lust zu demselben Dienste und er ging zu dem Jägersmanne. Dem zweiten ging es ebenso wie dem älteren Bruder. Er wählte sich schwarzes Tuch, weil das feiner sei, bekam aber bloß Stoff zu einem Anzuge.

Nun beschloß der dritte Bruder, der dumme Hans, einen Versuch mit dem Dienste zu machen. Da die Brüder ihn auslachten und auch nicht den Ort sagten, kam Hans erst nach längerem Umherirren zu derselben grünen Wiese, wo eben der Jägersmann stand. Dieser mietete ihn ebenfalls auf ein Jahr unter denselben Bedingungen, wie seine Brüder. Hans befolgte sie treulich, trotzdem ihn zuerst ein feiner Herr und dann eine noch feinere Dame ansprachen und Fragen der Kreuz und der Quere stellten. Er blieb standhaft und antwortete stets nur: „Ich hüte die Schafe“.

Eines Tages stand sein Herr vor ihm und sagte: „Dein Jahr ist um; jetzt bekommst Du Deinen Lohn“. (Dem Hans gedächte es gar nicht möglich, daß das Jahr schon um wäre.) „Hier hast Du einen kleinen Stock. Alles, was Du Dir wünschest, wird er Dir verschaffen, wenn Du zu ihm sagst: „Prenzel, Prenzel, tummle Dich“. Seit Deines Lebens bist Du so versorgt.“

Auf einmal war der Jägersmann mitsamt den Schafen verschwunden. Es war ein verwünschtes Schloß, das durch Hans erlöst war; die Schafe waren verwünschte Menschen.

Nun kam Hans nach Hause in seinen alten Klunkern, wie er weggegangen war. Grade saßen seine Brüder bei dem Mittagmahle, bei Kartoffeln und Schlippermilch. Die Mutter freute sich, ihr Söhnchen wiederzusehen; aber die Brüder, empört über seinen zerlumpten Anzug, trotzdem er ein ganzes Jahr im Dienste gewesen war, wollten ihn nicht einmal zum Tische lassen. Verstohlen mußte ihm die Mutter etwas Buttermilch auf die Ofenbank setzen; sie nahm neben ihm Platz. Da sagte er: „Mutter, du mußt mit mir essen, sonst schmeckt es mir nicht“. Darauf rief er: „Prenzel, Prenzel, tummle Dich“, und auf einmal stand vor ihm ein Tisch, gedeckt mit allerhand köstlichen Speisen und Weinen. Da machten die Brüder große Augen; er aber hieß sie mit ihm essen, und es schmeckte allen vorzüglich.

Nächsten Sonntag gingen alle zur Kirche; Hans durfte wegen seiner schlechten Kleidung nicht mitgehen. Vermittelt seines Zauberstabes verschaffte er sich die prachtvollsten Kleider, und die Brüder, die argwöhnisch

zurückgekehrt waren, fanden ihn verwundert in dem feinsten Staate, wie ihn der große Herr¹⁾ nicht besser haben konnte. Nun ging Hans ebenfalls in die Kirche.

Die Brüder aber plagte die Lust, sich durch den Wunderstab ein gutes Sonntagsfrühstück zu verschaffen. Heimlich stahlen sie sich aus dem Gottesdienste fort, und zu Hause sagten sie beide zu gleicher Zeit: „Prenzel, Prenzel, tummle Dich“. In der That tummelte sich der Prenzel und zerbläute ihren Rücken solange, bis Hans aus der Kirche zurückkehrte und sie erlöste.

Seitdem wagten sich die Brüder niemals wieder an den gefährlichen Stock, der die ganze Familie versorgte, solange sie lebte.

3.

Der dumme Hans und der Glasberg.

Es war eine Bauersfrau mit drei Söhnen, welche nur ein kleines Feld zu bebauen hatten. Dicht daran stand ein alter großmächtiger Eichenbaum. Die angebaute Gerste aber war zwei Jahre hinter einander gestohlen worden, trotzdem die beiden ältesten Brüder, die klugen, Wache gehalten hatten; aber ein unbezwinglicher Schlaf hatte sie überfallen. Im dritten Jahre sollte der jüngste, gewöhnlich der dumme Hans genannt, die Wache übernehmen. Als er auf seinem Posten stand, hielt er sich wach und merkte plötzlich, wie aus der Eiche eine Schar von Graumännchen kam und über die Gerste herzog. Dabei überraschte sie Hans. Da sagte der Oberste von den Männchen zu ihm: „Wenn Du uns freiläßt, so wollen wir Dir die Gerste vielfach ersetzen. Nun höre! Hier hast Du einen kleinen Stab. Sobald Du Dir etwas wünschst, klopfe an diesen Baum. Ich will Dir helfen, die Prinzessin zu erwerben, die auf dem Glasberge verzaubert ist. In Bälde wird ein großer Preis ausgesetzt werden für den, der im Stande sein wird, den Glasberg dreimal zu überreiten und die Prinzessin zu erretten. Der soll auch ihre Hand erhalten.“

Das traf in kurzer Zeit ein. Hunderte von Rittern machten den Versuch, den Glasberg zu erklimmen, vor einer großen Zuschauermenge, worunter sich die beiden ältesten Brüder befanden. Der dumme Hans sollte zu Hause Wache halten.

Hans aber erinnerte sich seines geheimnisvollen Stockes, ging zur Eiche und klopfte dort an. Da stand gleich ein Rappen mit Diamanthufeisen und prachtvollem Gezäume von lauter Gold und Silber vor der Eiche, während für Hans eine glänzende Ritterrüstung bereit lag. Der oberste Zwerg gab ihm

¹⁾ Der große Herr heißt dem schlesischen Volke der Besitzer des Dominiums.

die Anweisung: „für heute reitest Du stracks über den Berg weg und läßt Dich nichts zurückhalten, kommst hierher und gibst alles ab“.

Alles staunte, als der glänzende Ritter mit dem Rappen an dem Berge erschien und glattweg über ihn setzte. Jedes glaubte, der Ritter werde zurückkehren und sich zu erkennen geben. Aber sowie er gekommen war, ebenso schnell war er verschwunden.

Zu Hause konnten seine Brüder nicht genug Rühmens von dem schönen Ritter und seinem Pferde machen.

An dem zweiten Tage gab der König Befehl, wenn der glänzende Ritter erscheine, ihn zu umringen und seinen Namen zu erfragen. Diesmal erschien Hans mit einem prächtigen braunen Pferde. Nachdem er über den Glasberg geritten war, wollte er sich wieder schnell entfernen, wie der Zwerg es ihm befohlen hatte. Er wurde aber umringt, und ein Ritter verwundete ihn unvorsichtigerweise am Schenkel. Die Königstochter verband die Wunde mit ihrem Taschentuche. Ehe sie sich von ihrem Schrecken erholt hatten, war er längst über alle Berge.

An dem dritten und letzten Tage wurden solche Anstalten getroffen, daß der glänzende Ritter unmöglich entschlüpfen konnte. Hans bekam zu diesem Ritte einen prachtvollen Schimmel und eine noch viel wertvollere Rüstung als die beiden vorhergehenden Male, und der Zwerg erklärte: „Mit dem heutigen Tage sind wir quitt, und die Gerste ist nun bezahlt“.

Hans setzte in einem Nu über den Glasberg. Aber als die Prinzessin ihn selbst anhielt, ließ er sich das gefallen und er gab sich zu erkennen. Überdies sprach das feine Taschentuch der Prinzessin, das um den getroffenen Schenkel gewunden war, deutlich genug für ihn.

Nun feierte die Prinzessin Hochzeit mit ihrem Befreier. Einige Zeit darauf wünschte die Königstochter, seine Mutter und seine Brüder kennen zu lernen. Hans sollte sich in der alten schlechten Kluft den Seinigen zeigen und traf vor der Prinzessin bei ihnen ein.

Grade als die Brüder mit Hans auf dem Felde waren, sahen sie zu ihrem Erstaunen mehrere königliche Wagen angefahren kommen. Hans hatte zum Schrecken der Brüder die Dreistigkeit, mit dem Hute in der Hand bei der Königstochter zu fechten. Noch mehr staunten die Brüder, als sie die Wagen die Richtung nach dem Hause der Mutter einschlugen und dort halten sahen. Schleunigst stürzten sie in ihre Kammer und warfen sich in ihren schönsten Staat.

„Kann ich bei Euch etwas zu essen und zu trinken bekommen?“ fragte die Prinzessin die Mutter, und im Verlaufe des Gespräches erkundigte sie sich, wie viel Söhne sie habe. Die Mutter antwortete: „Zwei Söhne“. — „Habt Ihr nicht drei?“ meinte die Prinzessin. — „Ach ja“, erwiderte die

Mutter, „aber des dritten müssen wir uns schämen; heute ist er als Bettler zurückgekehrt“. — „So wünsche ich“, sagte die Prinzessin, „daß mir der dritte Sohn die Suppe aufträgt“.

Abichtlich stolperte Hans, schlug mit der Schüssel lang hin und goß zum Entsetzen der Seinigen die ganze Suppe über das schöne Kleid der Prinzessin. Da konnten sich die Brüder nicht mehr halten, stürzten sich auf ihn und wollten ihn durchbläuen. Hans aber entkam ihnen glücklich, lief zum Brunnen und warf seine alten Lumpen hinein. Heimlich eilte er in seine Kammer und zog sich dort seine fürstliche Kleidung an.

Unterdessen suchten ihn seine Brüder, und als sie im tiefen Brunnen Hansens Kleider sahen, glaubten sie, er habe sich hineingestürzt. Darüber freuten sich die Brüder sogar, während die Mutter in laute Wehklagen ausbrach.

Inzwischen war die Königstochter in Hansens Kammer geeilt, und auf einmal kam sie mit einem stattlich gekleideten Manne in die Stube und stellte ihn der erstaunten Mutter als ihren Gemahl vor mit den Worten: „Kennt Ihr den da? Dies ist Euer Sohn und mein Retter!“ Da fielen die Brüder und die Mutter vor ihm nieder und baten um Verzeihung. Alles wurde ihnen erzählt, wie es sich zugetragen hatte, und alle lebten von nun an glücklich.

Zu diesen Märchen sei es mir gestattet, einige Bemerkungen zu machen.

Ich erhielt die Märchen, welche ich ziemlich wortgetreu nacherzählt habe, aus dem Munde der aus Boitmannsdorf, Kr. Grottkau gebürtigen Frau Karoline K., die sie als siebenjähriges Mädchen hörte. Darnach würden sie schon bis in das Jahr 1850 zurückreichen. Nach dem genannten Dorfe kam gelegentlich im Jahre ein jüdischer Kaufmann aus Ottmachau mit Tuch, kehrte gewöhnlich bei dem Vater meiner Gewähnsfrau ein und blieb öfters auf dem Bauerngute über Nacht. Das war nun eine Freude für die Mädchen des Hauses. Noch einmal so schnell wurde zu Abend gegessen, noch einmal so schnell das Gerät aufgeräumt; denn der Kaufmann hatte bei sich einen Knecht, der schier unerschöpflich an Märchen und Erzählungen aller Art war und von den Mädchen unaufhörlich gedrängt wurde, etwas zu „derzähla“, bis endlich das Gebot des gestrengen Hausherrn sie in ihr Pocht trieb.

Es war also gleichsam ein moderner fahrender Geselle, der gastfreundlich aufgenommen, aus seinem Schatze der Erinnerung eine noch köstlichere Gegengabe bietet. So sieht man, wie die Erzählungen von Ort zu Ort getragen werden; sollten da unsere oben erzählten Märchen nicht noch in der Grottkau-Ottmachauer Gegend fortleben?

Da der Kutscher etwa 40 bis 50 Jahre alt war, so ist ihr Alter noch weiter hinaufzurücken, also etwa gegen Anfang des vorigen Jahrhunderts. A. Peters verdienstvolle Sammlung („Volkstümliches aus Österreich-Schlesien“), die eines unserer Märchen zum Teil enthält, erschien erst 1866.

Alle drei Märchen weisen bekannte Motive auf: in das erste, von dem Mäuschen, ist das Motiv von dem Ritter Blaubart versflochten, in das zweite das von dem „Knüppel aus dem Sack“, in das dritte das von dem Glasberge. Aber alle drei zeigen doch andererseits, wie das schlesische Volk in seiner Art den Stoff zu verändern und umzugestalten versteht.

So ist in die Handlung des ersten Märchens das Eingreifen der Maus hineingetragen worden, von deren Dankbarkeit das Volk gern erzählt. Aus Oberschlesien ist ein solches Märchen in den Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde (1901) 8, 51 veröffentlicht. Die Verwendung der Maus als Retterin aus Todesgefahr dürfte indessen neu sein; mir wenigstens ist kein ähnliches Märchen in Erinnerung.

In der gewöhnlichen Volksüberlieferung wird die Seele als Maus gedacht. So auch in Oberschlesien: s. Mitteilungen a. a. O. Vergl. auch A. Peter a. a. O. II. 77. Goethe läßt im Faust aus dem Munde der Tänzerin ein rotes Mäuschen herausspringen.¹⁾ Bekannt ist auch das Spiel mit dem Kinde, das sog. „Krabbelmäuschen“. In Leobschütz (und wahrscheinlich auch sonst in Schlesien) spricht man zu dem Krabbeln:

Es kam a Meisla,
Kroch ei—s Heisla,
Da, da . . . nei.

In diesem Spiele wird der Mund des Kindes als Mäuseloch gedacht, und in ihn soll eben die Maus, d. h. die Seele kriechen.²⁾ Von wie hohem Alter diese Vorstellung ist, läßt sich aus der Sage von Gott Odhin

¹⁾ Praetorius in der Weltbeschreibung S. 40 erzählt, wie ein rotes Mäuschen aus dem Munde einer schlafenden Magd kroch und zum Fenster hinaus eilte. Eine andere vorwitzige Magd legte die schlafende verkehrt, und als das Mäuschen nach einiger Zeit zurückkam und wieder in den Mund der Magd fahren wollte, fand es die Öffnung nicht, irrte eine Zeit lang umher und verschwand. Die Magd aber war von dieser Zeit an „mausetot“ und wurde nie wieder lebendig. Vgl. E. Mogk, German. Mythol. S. 33.

²⁾ Über die Maus als Seelentier vergl. E. H. Meyer, German. Mythol. (= Lehrbücher der germ. Phil. I.) (1891) S. 64, und E. Mogk, German. Mythol. (1898) S. 33. Ich will hier auf eine bemerkenswerte Redensart hinweisen, die mir in den Annales Marchicae des Andr. Angelus (1598) S. 340 aufgestoßen ist: „(es) warff ein jeder das Hasenpanier auff/hielten sich zu der Mäuse Wagenburg vnd gedachten/es were besser ausserhalb dem loche denn darinnen“.

erkennen, von dem erzählt wird, daß, während sein Körper zuweilen leblos dalag, seine Seele in Tiergestalt in ferne Länder geeilt sei, und wie Odhinn-Wuotan, der in der alten Mythologie Seelenführer und Totengott war, in christlicher Anschauung zu der Gestalt des Teufels hinabsinkt, so erscheint auch die Maus als Teufel. Von dieser Auffassung der Maus berichtet G. T. Gallus in seiner Geschichte der Mark Brandenburg (1799) III, 127 ein Beispiel. Er erzählt dort: Man steckte (i. J. 1573) den Kopf des Hofjuden Eippold, der Kurfürst Joachim II. vergiften haben sollte, den Kopf auf das Georgentor. Unter dem Gerüste lief eine große Maus hervor. Diese war der Zauberteufel.¹⁾

Als Urheberin der großen Sterben hat man die Maus in der Sage vom Mäuseturm anzusehen, wie sie nicht allein in germanischen Ländern, sondern auch in Polen bekannt ist.²⁾ So sehen wir, daß die Sage lange vorher die Wahrheit gekannt hat, ehe die moderne Wissenschaft zu der Erkenntnis kam, eine wie gefährliche Rolle das Ungeziefer, wie Mäuse, Ratten für die Verbreitung von Krankheiten spielen.

Die Maus als Todesboten bespricht Kochholz, Deutscher Glaube und Brauch (1867) II, 173, vergl. auch I, 156. Groß (Der bewährte Arzt . . . 1708, S. 52) erzählt eine Geschichte von einem gelehrten Manne, der aus seinem Pantoffel eine weiße Maus laufen sieht, darob erschrickt und stirbt.

Aber alle diese Erzählungen decken sich nicht mit unserem ober-schlesischen Märchen. Einen kleinen Anklang finden wir vielleicht in dem, was Johann Nider (Nieder) in seinem Formicarius (oder — um) de maleficiis eorumque praestigiis ac deceptionibus c. V.³⁾ von einem Zauberer, Namens Scavius (nach anderen Schafius) berichtet. Darnach rühmte sich Scavius öffentlich, er könne, wenn er wolle, sich in eine Maus „verstellen“, um den Händen seiner Verfolger zu entgehen, und man erzählte sich, daß er sich auf diese Weise oftmals seinen Feinden entzog. Schließlich wurde er von seinen Verfolgern, als er keine Ahnung von ihnen hatte, mit Lanzen und Schwertern durchbohrt.

In dem zweiten Märchen („Das graue Männel und der Prenzel“) ist, während die Geschichte von dem „Knüppel aus dem Sack“ aus den Grimmschen Märchen allgemein bekannt ist, sowohl die Verwendung des

¹⁾ Auch in den Märchen nimmt der Teufel die Gestalt der Maus an: s. Grimms Märchen Nr. 82 Anm.

²⁾ Vgl. f. Liebrecht. Die Sage vom Mäuseturm (in Wolfs Jtschr. f. d. Myth. 2, 405, und Nachträge dazu ebenda 3, 307.

³⁾ Vergl. K. Schieler, Magister Johannes Nider . . . , Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des fünfzehnten Jahrhunderts. Mainz 1885.

Prenzels gegen die Brüder neu, als auch die Vorgeschichte mit dem grünen Jägersmanne, in dessen Dienst die drei Brüder treten. Wenigstens entzieht sich meiner Kenntnis ein Seitenstück zu unserem Märchen.

In Betreff unserer dritten Erzählung will ich an ein Lobensfelder Märchen erinnern, das (außer anderen) Fr. Pfaff in der „Festschrift zu dem fünfzigjährigen Doktorjubiläum Weinholds“ unter dem Titel: Der Geißenhirt beisteuert (S. 75). Da es im Grundzuge unverkennbare Ähnlichkeit mit unserem oberschlesischen Märchen zeigt, kann ich nicht umhin, den Inhalt desselben kurz folgen zu lassen:

Zwei Brüder sind Soldaten. In beide verliebt sich die Königstochter. Der Jüngste wird liederlich und trinkt. Er muß die Geißen hüten. Ein Männlein, mit dem er sein Brot teilt, gibt ihm eine Wunderpfeife, die ihm die Ziegen zusammenhalten hilft. Wenn er pfeift, machen die Böcke Männchen. Das trägt ihm Prügel ein, weil der ältere Bruder glaubt, er plage die Tiere.

Der Jüngste hatte aber die Liebe der Prinzessin gewonnen; er ist als Bettler zu den Seinigen zurückgekehrt, da ihn Räuber ausgeplündert haben. Die Königstochter kommt nach und will durchaus den Jüngsten sehen, dessen sich aber alle in seiner Familie schämen. Der Vater und der andere Bruder stehen Wache vor dem Zimmer der Königstochter, in das sich der jüngere schleicht. Da ruft der Älteste: „Gescht raus!“ Schließlich Heirat.

Da Pfaff seine Märchen ausführlicher zu behandeln gedenkt, erübrigen sich Bemerkungen meinerseits. Nur das eine will ich anführen, daß einzelne Züge an A. Peter a. a. O. II, 139, 187 und an Grimms Märchen Nr. 57 erinnern. Das von Uehring in den Mitteilungen a. a. O. 5, 15 mitgeteilte Märchen von dem gläsernen Berge steht von dem unserigen weit abseits. Bedauerlich ist es, daß uns unser Märchen über den Grund, weshalb die Prinzessin auf den Glasberg verzaubert worden ist, und über die Art der Befreiung sehr im Unklaren läßt.

4.

Zuletzt sei mir erlaubt, noch ein Märchen beizubringen, das ich lange anstand für ein schlesisches anzusehen, weil ihm schlesisches Kolorit wenig anhaftet. Es entstammt derselben Quelle, wie die drei anderen; man kann ihm die Bezeichnung geben: „Der redende Vogel, der singende Baum und die Goldquelle“. Eine Bekanntmachung des Märchens rechtfertigt wohl ein Hinweis auf Rochholz, der vollauf die Wichtigkeit des Stoffes in seinem trefflichen Werke: Deutscher Glaube und Brauch I, 253 ff. dargetan hat, und auf Reinhold Köhler, Kl. Schr. I, 58 ff.

Unser Märchen lautet:

Es waren einmal drei Försterstöchter, deren Eltern lange tot waren. Alle drei waren große „Schönheiten“. Zufällig kam in ihre Gegend der König mit seinem Gefolge, um daselbst zu jagen. Da er schon von der außerordentlichen Schönheit der drei Jungfrauen gehört hatte, kam ihm der Wunsch, sie zu sehen. Es gelang ihm sie zu belauschen, gerade wie sie einander ihre Wünsche aussprachen.

Die älteste wünschte sich den Weinschenk des Königs zum Manne; da könnte sie auch so gute Weine trinken wie der König. Die zweite wünschte sich den königlichen Koch wegen der feinen Speisen. Die jüngste, die an Schönheit ihre Schwestern übertraf, wünschte sich gleich den König; dann hätte sie alles zur Verfügung und stünde über allen.

Da ließ sich der König bei ihnen anmelden. Belustigt fragte er, was der Gegenstand ihrer eifrigen Unterhaltung gewesen sei. In größter Verlegenheit schwiegen die beiden älteren Schwestern. Offenherzig und unter Lachen erzählte die jüngste ihm, was sie sich alle drei soeben gewünscht hätten. Von ihrer Schönheit und ihrer frischen Anmut war der König so gefesselt, daß er die Erfüllung ihrer Wünsche gleich bewilligte, und die drei Schwestern heirateten nach ihrem Wunsche.

Da ärgerten sich die beiden älteren Schwestern, daß sie unter der jüngsten stehen sollten, und sie beschloffen sich bei nächster Gelegenheit zu rächen.

Ein Jahr ging hin, da genas die Königin eines Sohnes; alsbald nahmen ihn die Schwestern, legten ihn in ein Binsenkörbchen und setzten es in das Wasser, damit es fortschwimmen und das Königskind umkommen sollte. Die Königin selbst war bei ihrer Entbindung so schwach, daß sie nicht wußte, was um sie herum vorging. Dem Könige aber redeten sie vor, seine Frau habe einen Hund zur Welt gebracht.

Das Glück fügte es mit dem ausgesetzten Knaben anders, als die treulosen Schwestern beabsichtigten; das Körbchen schwamm bis zu einer am flusse gelegenen Gärtnerei. Dort am flusse spülte gerade die Gärtnersfrau Wäsche und fing das Körbchen auf. Da sie keine Kinder hatte, war sie hoch erfreut, und sie zog das Kind, das ihnen „die Gnade Gottes“ geschenkt hatte, mit aller Sorgfalt auf.

Ein Jahr später gebar die Königin wiederum einen Knaben, den die Schwestern auch aussetzten, die Gärtnersfrau fand und aufzog. Der beiden Kinder Ähnlichkeit fiel dem Gärtner und seiner Frau auf.

Da die Schwestern wieder dem Könige von einer Mißgeburt vorgefabelt hatten, war er so erzürnt, daß er seine Frau verstoßen wollte; er unterließ es aber auf dringende Fürbitte der Schwestern.

Im dritten Jahre gebar die Königin ein Mädchen, das ebenfalls von den Schwestern ausgefetzt wurde; dem Könige logen sie diesmal vor, seine Frau hätte eine Kaze zur Welt gebracht. Nun ließ der König ergrimmt die arme Königin einmauern. Jeder Vorübergehende, hieß es, sollte sie sogar anspuken.

Auch das Mädchen landete bei der Gärtnerei, wo der Gärtner es auffand. In guter Pflege wuchsen die drei Kinder heran und waren bildschön.

Seither lebte der König still für sich, in Gram versunken, denn er hatte seine Frau sehr lieb gehabt. Die Schwestern hingegen lebten in Saus und Braus; aber ihr Zahltag sollte noch kommen.

Nach vielen Jahren veranstaltete der König in der Nähe der Gärtnerei eine Jagd und lud sich bei dem Gärtner zu Gaste. Da wußten die Gärtnersleute nicht, was sie anschaffen sollten, um dem Landesherrn zu gefallen. Nun hatten die Kinder einmal von einem redenden Vogel, einem singenden Baume und einer goldsprudelnden Quelle gehört, von denen Wunderdinge erzählt wurden.

Entschlossen machte sich der älteste Sohn auf, um die drei wunderbaren Dinge zu holen. Bei seinem Abschiede hinterließ er einen Degen und sagte zu den Seinigen: „Solange dieser blank ist, bin ich am Leben. Ist er verrostet, bin ich tot.“ Alle Tage besahen sie den Degen, am sechsten Tage war er mit Rost überzogen.

Wie war denn das gekommen? Rüstig hatte der Älteste seinen Weg verfolgt, bis er am Saume eines Waldes auf einen großen Stein stieß. Auf ihm saß ein kleines, graues Männchen, das ihn nach dem Ziele seiner Wanderung fragte. Nachdem er ihm bescheiden Rede gestanden hatte, gab ihm das Männchen eine Kugel und sagte: „Die wirf vor Dich hin, sie wird Dich bis an den Berg leiten, auf dem Du das Gesuchte findest wirst. Aber folge ja meinem Rate: Wenn Du den Berg besteigst, so sieh Dich ja nicht um, so sehr Dir auch zugerufen wird. Oben auf dem Berge gehe direkt auf das Gebauer zu, das das unansehnlichste unter allen andern ist. Wähle nicht etwa das goldene. In das Gebauer setze den Vogel, der in seiner Nähe sitzt. Dann wird derselbe Dir sagen, wo die Goldquelle und der singende Baum sich befindet. Von dem Baume brauchst Du nur einen Zweig abzubrechen und diesen in Deinem Garten in den Boden zu stecken, so steht der ganze Baum dort. Von dem Wasser der Goldquelle fülle nur ein kleines fläschchen, gieße es in Deinem Garten aus, und an derselben Stelle wird die Goldquelle sprudeln.“

folgst Du meinem Rate nicht, so geht es Dir wie den Rittern all, die vor Dir das Abenteuer wagten, Du verfallst der Versteinernung.“

Trotz der Warnung griff der Älteste nach dem goldenen Gebauer, und alsbald wurde er in Stein verwandelt.

Auch der zweite Sohn, der seinen Bruder suchen ging, erfuhr dasselbe Schicksal. Nun waren die Gärtnersleute und die Schwester sehr betrübt, daß die zwei Brüder nicht zurückkehrten. Schließlich erklärte die Schwester, die Brüder suchen und die drei gewünschten Dinge holen zu wollen.

Sie kam zu dem Steine und dem Graumännchen, bestieg den Berg, ohne sich umzusehen, so sehr es hinter ihr her schrie und es sie von allen Seiten zupfte. Sie nahm das allerschlechteste Gebauer und setzte den sprechenden Vogel hinein.

Nun hatte sie den Zauber gebrochen. Sie fragte den Vogel, was sie zu tun hätte. Nach seiner Anweisung goß sie aus der goldgelben Quelle Wasser auf die verzauberten Steine und siehe da! nicht allein die Brüder, sondern auch die Ritter all erwachten zu neuem Leben.

Aus der goldgelben Quelle nahm sie ein Fläschchen Wasser mit, sowie von dem singenden Baume einen Zweig und zog mit dem redenden Vogel und den Brüdern heim. Als sie an den Stein kamen, fanden sie das graue Männchen tot vor; sie gruben ihm ein Grab und gedachten seiner in dankbarer Erinnerung.

Die Zurückgekehrten wurden von den Gärtnersleuten mit großer Freude empfangen; sie taten alsobald den Vogel, das Wasser und den Zweig in den Garten, und zu aller Entzücken fing der Baum an zu singen.

Tags darauf erschien der König mit seinem Gefolge bei dem Gärtner; als er die beiden Brüder sah, war er erschreckt von der Ähnlichkeit, die sie mit ihm hatten. Bei dem Anblicke ihrer Schwester glaubte er die Königin in ihrer Jugendschönheit zu sehen.

Die Schwester fragte nun den redenden Vogel, was sie dem Könige als Nachspeise vorsetzen solle. Da sagte der Vogel: „Grabe unter dem singenden Baume; da liegen drei Gurken, diese sind mit Perlen gefüllt. In der Goldquelle wirfst Du drei Goldkörbchen finden; in jedes lege eine Gurke und setze sie dem Könige vor. Wundert er sich darüber, so bringe ihn zu mir.“

Als der König nun die Perlen in den Gurken fand, erschrak er und fragte, was das zu bedeuten habe. Da führte ihn die Tochter zu dem redenden Vogel. Derselbe fing an: „Die drei Gurken bedeuten drei Kinder, die Perlen die unschuldig vergossenen Tränen der Königin. Die drei Goldkörbe gehören den drei Kindern, in denen sie gefunden worden sind.“ Darauf eröffnete der Vogel ihm alles von A bis Z, was vorgegangen sei. Wer war erfreuter als der König, der auf so wunderbare Weise seine Kinder wieder erlangt hatte? Sogleich wurde die Königin aus

ihrem Kerker befreit, ihre Schwestern dafür eingemauert und später verbrannt. Die Königin starb vor Schwäche. Glücklicherweise lebte der König mit seinen drei Kindern und belohnte ihre Ketter, die Gärtnersleute, reichlich.

Dies der Inhalt unseres Märchens, das eine geschlossene, logisch durchgeführte Handlung zeigt. Vielleicht hätte man wünschen können, daß die arme Königin des Lebenswassers teilhaftig würde, wie es in der Tat in Grimms Märchen Nr. 96 geschieht: *de (Königin) was awerst fränkisch un elennig woren. Do gav er de Dochter von den Water ut de chrummen to drinken, do war se frisk un gesund.*

Mit diesem Grimmschen Märchen hat unser oberschlesisches mehrere Züge gemeinsam: die Wünsche, welche die drei Hirtenmädchen in Betreff ihrer Männer tun, das Aussetzen der drei Kinder, von denen die beiden Söhne als Hunde, das Mädchen als Katze auf die Welt gekommen sein sollen, die Verbrennung der beiden falschen Schwestern. Im übrigen weicht es so sehr von ihm ab, daß an eine Entlehnung daraus nicht zu denken ist. Auch Grimm Nr. 97 zeigt einige Ähnlichkeit.

Gegen das Märchen gehalten, das A. Peter (a. a. O. II, 199 ff.) bekannt gemacht hat, weist es verschiedene abweichende Züge auf. Bei Peter ist die Mutter, die mit der Heirat ihres Sohnes nicht einverstanden ist (warum, ist nicht recht begründet), die Furie, die alles Unglück auf die Königin heraufbeschwört. Das Mädchen fehlt ganz in der Erzählung; nur zwei Brüder sind die Helden des Märchens; der zweite ist derjenige, der das Wagestück und die Entzauberung glücklich ausführt.

Demgegenüber ist unserem Märchen ein Plus von Einzelheiten eigen. Es ist erweitert um die Vorgeschichte, die Heirat der drei Försterstöchter. Die Königin gebiert drei Kinder, zwei Söhne und ein Mädchen. Eine Jagd führt den König sowohl zu den Försterstöchern als zu dem Gärtner. Bei Peter zeigt ein Einsiedler, in unserem Märchen ein graues Männchen den Weg; bei der Rückkehr vom Zauberberge finden es die Geschwister tot und begraben es. Eine ganz neue Einfügung ist die Abschlußscene und die Rolle, welche in unserem Märchen die drei Gurken spielen, die die Entdeckung der Königskinder und die Lösung des Knotens herbeiführen. Ebenso neu ist die Einschaltung des Degens und seiner wunderbaren Eigenschaft, die den Zurückgebliebenen den Tod des Bruders anzeigt. Auch die Kugel, die auf dem Wege voranläuft, ist sonst nicht zu finden.

Dagegen hat unser Märchen mit dem österreichisch-schlesischen verschiedene Züge gemein; besonders der Grundzug der Handlung stimmt in beiden überein. Ja, geradezu auffällig ist die Stelle, wo die Gärtnersfrau das Auffinden des ersten Knaben als „eine Gnade Gottes“ (Worte meiner Erzählerin) bezeichnet. Damit vergleiche man bei Peter a. a. O. S. 199

die Worte: „Jetzt“, rief er (der Gärtner) seiner Frau zu, „hat uns der liebe Gott ein Paar Knaben geschenkt, welche wir eben brauchen“.

Ich kann mich des Eindruckes nicht erwehren, daß zwischen dem oberschlesischen und dem österreichisch-schlesischen Märchen Zusammenhang bestehe. Nach unserem Märchen zu urteilen, hat die Phantasie des Oberschlesiens den ursprünglichen Stoff um eine Reihe von Zutaten erweitert. Ich will nur zwei von ihnen hervorheben: der Degen, der verrostet den Tod des Besitzers anzeigt. In den Grimmschen Märchen zeigt ein Messer dieselbe Eigenschaft. Vergl. Grimms Märchen Nr. 60, Anm. — Vor allem fällt uns in unserem Märchen die Einführung der drei Gurken und die Deutung ihres Inhaltes auf. Grimm, der das Vorkommen unseres Sagenstoffes in der arabischen, altitalienischen (Straparola), französischen und ungarischen Literatur verfolgt, weist in den Anmerkungen zu dem Märchen Nr. 96 darauf hin, daß bei Straparola den Kindern, wenn sie gekämmt werden, Perlen und Edelsteine aus den Haaren fallen, und daß es in der arabischen Erzählung (1001 Nacht) nur einmal heiße: „Die Tränen des Kindes sollten Perlen sein“. Demgegenüber steht unser Märchen selbständig da.

Jedenfalls ist an der Echtheit des oberschlesischen Märchens nicht zu zweifeln; es wäre zu wünschen, daß neue Heimstätten desselben in Oberschlesien entdeckt würden.

Märchen von dem Umfange, wie die vier eben mitgeteilten, und von diesem Inhalte werden gerade nicht zu häufig angetroffen. Sollte ihre Bekanntmachung Anregung geben für weitere Kreise, sich der immer mehr und mehr verblassenden oder verschwindenden Sagenstoffe aufmerksam anzunehmen, sie zu sammeln, so wäre das der schönste Lohn meiner Arbeit. Diese Mahnung richte ich besonders an die Herren Lehrer und unter ihnen an die Herren, die auf dem Lande leben und tagtäglich in Berührung mit dem Volke treten. Aber gerade hier findet man die kühlste Ablehnung — da meine ich nicht alle zuo.

Exempla trahunt. Welch' schönes Beispiel gaben die Badener Lehrer! Als im Jahre 1900 Prof. E. H. Meyer sein „Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert“ herausgab, da floß ihm von allen Seiten Material zu, selbst von Stellen, an die man sich nicht gewandt hatte. Mit gebührendem Danke erkennt Meyer die begeisterte, freudige Teilnahme und Mitarbeit der Lehrer an. Sollten unsere oberschlesischen Lehrer hinter der Tat ihrer badischen Kollegen zurückstehen? gerade jetzt, wo Oberschlesien die Aufmerksamkeit ganz Deutschlands auf sich gerichtet sieht?

Ich habe das Vertrauen, daß die oberschlesischen Lehrerkreise diesem Aufrufe bereitwilligt entgegenkommen werden. Auch die kleinste Bemerkung

wird dankbar angenommen werden und ihre geeignete Verwertung finden. Der Herausgeber dieser Zeitschrift wird sich der Mühe unterziehen, solche Beiträge in Empfang zu nehmen, mögen sie Märchen, Sagen, Volkslieder, Sitten, Gebräuche enthalten, kurz alles, was sich auf die oberschlesische Volkskunde bezieht.

Der alte Michel.

Von

Marie Klerlein, Breslau.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der junge Sommer war unbezähmbar in seiner Schöpfungs-
freudigkeit. Wenn die Sensen über die Wiesen klangen und
Millionen Blumen zum Sterben niederstreckten, so blühten die
Wiesen schon nach wenigen Tagen aufs neue über und über.
Die Bohnen in den Gärten, die Winden am Zaune, der wilde Wein an
den Mauern und viele andere Gewächse kletterten an jedem Tage eine
halbe Spanne lang höher, so daß naturfrohe Kinder meinten, sie müßten
das Wunder des Wachsens sehen und dabei die Natur bei ihrem geheimsten
Tun belauschen können. Da sie es nicht konnten, bildeten sie sich ein, das
Wachsen erfolge sprungweise und in finsterner Nacht, damit kein Mensch
sehen könne, wie der liebe Gott die Pflanzen mit all' ihren Blumen mache.
Alle Obstbäume, sogar die Äpfelbäume waren bereits verblüht, und
zwischen dem reichen, frischgrünen Blättergewirr waren schon kleine Früchte
zu sehen. Aber inmitten der schwellenden Pracht standen auch tote Bäume.
Sie trugen kein Laub und keine Früchte mehr; der Winter hatte sie getödet.
Auch andere standen da, die elend und verkümmert ausfahen, und die
dennoch in grüner Sommerlust lachten, obgleich sie bereits den Tod im
Markte trugen.

Eine Lerche stand hoch am Himmel und schmetterte das Lied vom
blühenden schöpferfrohen Sommer. Michael Franzke blieb stehen und hob
die Augen empor. Er konnte die sonnentrunkene Sängerin nicht entdecken,
und er senkte die vom Licht geblendeten Augen nieder.

Michael Franzke stand in der blühenden Herrlichkeit, so krank und
dennoch so voller Sommerlust, wie ein Baum, der noch immer grünen
und fruchtbar sein möchte, ob ihn auch der kalte Tod ins Mark getroffen
hat. Auf seinen müden, verfallenen Jüngen ruhte ein Schimmer der

Verklärung. Der klare Himmel, der morgenfrische Reiz der Natur und alle die wohligen Düfte des Feldes bestrickten und beförten sein altes Herz, so daß es die Kraft der Verjüngung in sich fühlte.

Er hatte die Mütze abgenommen, und seine dünnen, weißen Haare zitterten im milden Hauche des Ostwindes.

Auf einem Feldraine stand er zwischen wogenden Halmfeldern. Am Raine entlang leuchteten in prunkender Pracht die schönsten Blumen des Feldes — Mohn und Raden, Kornblumen und Löwenzahn, Kamillen und bunte Wicken. Mit Neugier blickte er in die sommerliche Welt, und lange fesselte seinen Blick das lose Wellenspiel, das der Luftzug mit den schwankenden Halmen trieb. Jenseits des Feldes lag eine kleine Wiese, und dann begann schon der Wald. Auch von dort her erklang Vogelgesang, und Michel lauschte gespannt hinüber.

„'s is olles asu, wie's woar, ackerrat asu!“ sprach er vor sich hin. Er wollte damit sagen, daß während er elend und morsch geworden, die Natur jung und kräftig geblieben war und in gewohnter Weise wirkte und schaffte. Dennoch erschien ihm die bunte, flimmernde, sonnenreiche Welt so neu und merkwürdig, daß er des Schauens und Lauschens nicht müde wurde. Seit Wochen schon war er fast jeden Tag in die Messe gegangen: aber der kurze Weg zur Kirche war jedesmal so anstrengend wie eine weite Reise für ihn gewesen. So sehr war er herunter gekommen durch die böse Krankheit.

Gut wär's schon gewesen, wenn sie ihn im Krankenhause hätten sterben lassen. Er konnte ja doch nicht mehr richtig arbeiten; aber indem er so an den Tod dachte und sich unnütz auf Erden fühlte, war doch in seinem Innern eine stille Freudigkeit, eine unausgesprochene Dankbarkeit für die Menschen, die ihn dem Tode entrissen hatten, und für den Schöpfer, der ihm noch einmal die liebe Erdenwelt in ihrem allerschönsten Schmucke zeigte. „'s muß fer mich doch gutt asu sein“, sagte er sich glücklich und ergebungsvoll im Stillen.

Wie er so in den leuchtenden Tag blickte, wollte er voll Lebenslust den Stock schwingen. Aber er brachte ihn nicht weit in die Höhe; er mußte ihn schnell wieder als Stütze benützen. „'s gieht nich!“ meinte er und betrachtete seine verstümmelte Hand. „Niet dar koan ich nich zugreifa, und die alleene brengts nich!“

Die Hand gefiel ihm nicht. Er seufzte und schleppte sich weiter. Als sein Blick von ungefähr nach der Chaussee hinüber schweifte, sah er dort ein Fuhrwerk kommen, das ihm bekannt erschien. Doch er kümmerte sich nicht darum, er badete seine Seele weiter in der Lichtflut des Morgens und im Anblick der gesegneten Fluren.

Neben dem Lastfuhrwerke auf der Chaussee schritt Josef. Er legte die Hand über die Augen und blickte hin zum einsamen Wanderer. „'s is woahrhaftich dar Voater Michel!“ rief er erfreut. Rasch wickelte er den Leinwand um die Vorderrunde und eilte nach dem Feldraine. Er streckte dem Alten die Hand entgegen, und auf Vater Michels Gesicht zeigte sich ein Ausdruck von Überraschung und Freude. Er erzählte, daß er aus der Kirche komme und einmal versuchen wolle, wie weit er schon zu laufen im stande sei. Er sagte zwar, daß mit ihm nichts mehr los sei und daß er ins alte Gerümpel gehöre, aber aus dem Ton seiner Rede klang dennoch eine neue Zuversicht. Die Hand sei jetzt schon so weit, daß er sich auf andere Weise etwas werde verdienen können: „blußig dar Koop, dar Kopp dar will nich!“

Er redete viel von seinem Kopfe. An manchen Tagen, zum Beispiel heute, sei er ganz bei richtigem Verstande und habe keine Schmerzen; gewöhnlich aber fühle er einen schweren Druck auf der Schädeldecke — „wie zähn Pfund Eisa“, — und manchmal werde er dann ganz verrückt. Ein paar Mal schon sei er sein Weib suchen gegangen, und es liege doch schon seit zehn Jahren auf dem Kirchhofe. An solchen schlimmen Tagen wisse er nicht, was um ihn her vorgehe; seine Gedanken seien dann stets ins Weite gerichtet, und er habe so ein Verlangen, und wisse nicht, nach was.

Josef hörte ihm zu, nickte zuweilen, sein Verständnis ausdrückend, mit dem Kopfe und sprach vom Besserwerden. Seine Gedanken schweiften indes in weiten fernen umher; sie beschäftigten sich mit seiner bevorstehenden Militärzeit und mit der Zukunft des alten, kranken Mannes. Ihn quälte die Frage, wie Vater Michel mit dem kargen Invalidengelde auskommen werde. „Zum Eaba zu wing, und zum Starba zu viel!“ dachte er. Ein ordentliches Leben war unmöglich mit so wenigem Gelde. Was Michel ihm jetzt erzählte, war ihm nicht neu. Oft schon hatte er es aus dessen Munde gehört, und er brauchte daher nicht aufmerksam zuzuhören. Die tröstlichen Worte, die er sprach, weil er doch nicht ganz stumm dastehen konnte, waren ihm auch schon geläufig, und er hoffte nicht, daß sie einen Zweck haben könnten. Vater Michel nahm ja weder Rat, noch Lehren, noch Trost an; für ihn war alles Geschehene der Ausdruck des göttlichen Willens, und diesem Willen ergab er sich ohne Widerstand und Klage. Der traurige Bericht von dem Zustande seines Kopfes und seinen Wahnvorstellungen war frei von allem Vorwurf wider die Vorsehung; er äußerte sich über diese Dinge nur, weil es in der Gewohnheit alter Leute liegt, von ihren Leiden und Gebrechen zu reden.

So standen die Beiden einander in gedankenloser Zwiesprache gegenüber.

Josefs Gedanken waren auf ihrem Reisezuge wieder einmal in der Brettmühle eingekehrt. Sobald sie an jenen Ort kamen, wurden sie rebellisch. „Dar Geizhoals dar verknuchte, dar reiche Leuteschinder!“ brach er in plötzlichem Zorne los. „Dar hoot Euch uf sem Gewissa; dar . . .“

Er hielt inne. Ihm fiel ein, daß solche Reden den alten Freund aus der Ruhe brachten und ihn ängstigten. Und wirklich: Michels Hände begannen zu zittern und das vom klaren Sommernorgen erheiterte Gesicht verdunkelte sich. „Fluch ock nich und schimpf ock nich!“ bat er.

„'s is doch woahr!“ wagte Josef zu sagen. Darauf murrte er noch ein paar Worte des Unwillens. Sein Zorn wollte sich diesmal nicht so leicht legen.

„Gieh liebersch!“ sagte Michel mit bittender Stimme. „De Pfarde sein schon unruhig, de Fliega stecha se zu siehr!“

Josef verabschiedete sich mit dem Versprechen, daß er ihn nächsten Sonntag besuchen werde. In seinem Gemüt tobte der Aufruhr noch lange weiter. Er bereute wieder einmal, daß er die Scheune nicht angezündet hatte, und er schmiedete abermals Rachepläne gegen den Brettmüller, fühlte jedoch gleichzeitig, daß er nicht die Macht besitze, die geplanten Rachepläne zu vollbringen.

Die Begegnung mit Vater Michel hatte ihm einen traurigen Tag bereitet.

* * *

Großes war geschehen in R a s c h w i t z. Die Leute sprachen von nichts anderem. Mit allen drei Glocken wurde für einen Toten geläutet, drei Tage lang, jeden Mittag. Aus der Stadt kam ein Sarg, der viel Geld kostete und so aussah, als sei er aus purem Silber gemacht. Der Grabebitter lief an zwei Tagen ein Paar neue Schuhsohlen durch. In alle Dörfer drei Meilen in der Runde führte sein Weg, und in den meisten der Häuser, in welchem reiche und angesehene Familien wohnten, sprach er vor und bat, man möge dem Toten das letzte Geleit geben. Auch unterließ er nicht, zu sagen, daß es ein Begräbnis erster Klasse sein, und daß beide Herren Geistliche, der Pfarrer und der Kaplan, mitgehen werden. Die Brauner Marie, die bei bäuerlichen Festen als Köchin aushalf, erzählte, daß der Fleischer zum Begräbnis ein Rind und zwei Schweine schlachte.

Alle Gemüter waren stark berührt durch den Todesfall, keins jedoch so stark, wie das des Kutschers Josef, der beim Baumeister in Neudorf in Stellung stand. Das war etwas Wunderbares mit Josef.

Man weiß nicht, ob es Wahrheit oder nur Sage ist: die alten Leute im Dorfe erzählen zuweilen von einem Knechte, der beim Garbenaufladen

von seinem Bauern gescholten worden war. Dieser Bauer soll ein guter Mann gewesen sein, bei dem das Gesinde keine Not hatte, und der es, wenn er auch zuweilen schimpfte, nie böse meinte und bald darauf immer wieder freundlich war. Er hatte den Knecht getadelt, weil dieser sich beim Aufladen zu wenig spultete und keine Rücksicht auf das schwere Gewitter nahm, das über den Wald heraufstieg. Als er davon gegangen war, hatte der Knecht zur Magd gesagt: „Ich wullte, dar Blitz schlug ihn ei a Tacka!“ In der gleichen Minute war der erste heftige Gewitterschlag erfolgt, und der Blitz hatte den Bauern erschlagen.

Der Knecht soll den Verstand verloren haben und ins Wasser gesprungen sein. Er hatte den gottlosen Wunsch gar nicht ernst gemeint: beim Anblick des toten Bauern aber war ihm die Gewißheit gekommen, daß er der Mörder sei und den Blitz herunterbeschworen habe.

Schwerlich hat jemals ein Mörder, der sein Messer in die Brust eines Menschen stieß, oder der hinterrücks auf stiller Landstraße einen Wanderer erschlug, sich so schuldig gefühlt wie dieser Knecht. In gleichem Maße fühlte sich auch der Kutscher Josef schuldig. Er war fest überzeugt, ein Mörder zu sein. Nicht die Hände hatten das Verbrechen verübt: aber sein Herz, sein Geist, seine Gedanken, seine Lippen. Genau so war es bei ihm, wie bei dem Knechte aus alter Zeit. Er dachte auch immerfort an jenen Knecht und an dessen Tod in der Wasserlache. Sein Verbrechen war noch ärger, noch abscheulicher und fluchwerter: er hatte es ja in der Kirche begangen, während der Pfarrer am Hochaltare die heiligsten Handlungen beging.

Josef stand oben auf dem Chore bei den jungen Burschen, und unten im Kirchenraume war alles so, wie an jedem Sonntag. An der Seitentür saß Vater Michel auf seinem alten Platze, und vorn in der Kirchenvorsteherbank, rechts vom Hochaltare, saß der Brettmüller, auch auf seinem alten Platze.

Vater Michel neigte den Kopf herab; seine Brust war eingesunken und die Leiden des letzten Jahres hatten seinen breiten Rücken gewölbt. Wenn er den Kopf zuweilen ein wenig hob, so irrte sein Blick zum Altare hin, als sei dort der Ewige zu schauen, mit dem sein Herz sich in heiliger Andacht beschäftigte. Auf seine Umgebung achtete er nicht; er fühlte nur sich selbst. Seine Andacht war eine verworrene Träumerei, ein gedankenloses Brüten, ein Erschauern vor der göttlichen Macht und der göttlichen Güte, ein gehorsames Unterwerfen in den Willen der Allmacht. Sein Gebetbuch war geschlossen; er betete nicht mehr darin, wie er es früher mit Fleiß getan hatte. Die Buchstaben waren ihm zu inhaltlosen Zeichen geworden. Die gedruckten Worte hatten für ihn den Sinn verloren. Sein

Wollen und Fühlen, sein stumpfes Sinnen und Betrachten strebte unausgesetzt nur einem Begriffe zu und suchte sich dort festzuranken und anzuklammern, wie ein traumseliges Gemüt sich an märchenhafte Gedanken klammert. Dieser lichte, segnende und formlose Begriff, dieser Quell der Ruhe, der Hoffnung, des Vertrauens und der immerwährenden Gnade war Gott. Er hatte in seinem langen Leben so ganz in Gott gelebt, und seine abenteuernde Phantasie hatte mit staunendem Ergötzen die buntesten und wundersamsten der göttlichen Verheißungen betrachtet, so daß er jetzt, da im gebrochenen Körper auch der Geist gebrochen war, immerzu noch in Gott lebte, Gott fühlte, und Gott wollte, wenn er ihn auch nicht mehr deutlich zu denken wußte.

Auch der Brettmüller fühlte nur sich selbst. Sein Rücken aber war grade, den Kopf hielt er hoch, und in prahlerischer Wohlgenährtheit wölbte sich sein Vorderkörper. Er fühlte nur sich selbst, doch in anderer Art als jener andere Mann hinten an der Seitentür. Er war ganz durchdrungen von Selbstgefälligkeit; ihm war anzusehen, daß er sich als das wichtigste Glied der Gemeinde, als deren musterhaftes Vorbild fühlte. Vor ihm auf dem Pult lag sein großes Gebetbuch aufgeschlagen; er sah in das Buch, ohne sich herabzuneigen, und seine Lippen bewegten sich im Gebete. Wenn seine Blicke das Buch verließen, so durchmaßten sie den Raum forschend, ob er die Beachtung finde, die er von der Gemeinde begehrte. Seine schwere Linke ragte über den Pultrand hinaus und daran funkelten und blitzten zwei breite Ringe.

Michael Franzkes Linke entbehrte des Goldschmuckes. Der Arm ruhte auf dem Knie, und die vorgestreckte Hand mit den übriggebliebenen zwei Fingern hielt den Rosenkranz. In ihrer schaurigen Verstümmelung bildete sie zusammen mit der ganzen erbarmungswürdigen Gestalt des Mannes eine gewichtige Anklage wider den feisten Beter vorn in der Kirchenvorsteherbank.

Josef sah ihn und sah den anderen. Die alten, hangen, nachtfinsternen Geschichten, die zwischen den beiden Männern webten, drängten sich in sein Gedächtnis und regten ihn auf, ließen ihn erzittern und brachten ihn zu knirschender Wut. Er sah ein himmelgroßes und höllentiefes Unrecht, das ungesühnt war; er sah den hilflosen, abgekehrten und verkrüppelten Alten, und er wußte, daß keiner auf der weiten Welt diesem gleich war an Wert und Güte, an Klugheit und Liebe. Er sah auch den andern, und dieser andere war für ihn ein Proß und ein Prahler, ein Geizhals, ein Betrüger, ein Dieb und ein Lügner.

Wer war schuld an der Armut und an der Krankheit Vater Michels? Der reiche Bösewicht dort in der Kirchenvorsteherbank! Wer hatte Vater

Michel die drei Finger an der linken Hand und wer ihm den Verstand geraubt? Wer hatte ihn betrogen um sein gutes Recht? Wer sah erbarmungslos zu, wie Vater Michel hungerte, wie er immer schwächer wurde und immer mehr zusammenfiel? — Und das ungefühlte, bodenlose Unrecht machte, daß alle Empfindungen und alles Denken des Kutschers Josef droben auf dem Chore sich zusammendrängten zu einem ungeheuren entsetzlichen Fluche. —

So war es gekommen . . .

Vater Michel hatte ihn immer nur Liebe, Vergebung und Erkenntnis gelehrt. Josefs Brust aber war überfüllt — zum Zerspringen überfüllt mit Haß. Er haßte nicht allein den Brettmüller — er haßte die Menschen allesamt. Sie hielten ja alle zum Brettmüller. Es wagte ja keiner diesem Menschen ins Gesicht zu sagen, daß er ein Lump sei! Sie hatten ihn zum Kirchenvorsteher gemacht, so daß er vorn in der Bank ganz in der Nähe des Allerheiligsten und des Herrn Pfarrer sitzen konnte! Keiner verlangte vom Brettmüller, daß er gerecht sei gegen den alten Michel; keiner sagte ihm, daß er für den alten Mann sorgen müsse. Alle tanzten nach seiner Pfeife; alle warfen dorthin mit Steinen, wohin er mit seinen Steinen zielte.

Da war der Mord geschehen.

Der Kirchenvater kam mit dem Klingelsäckel aus der Sakristei und ging zuerst an die Kirchenvorsteherbank. Der andere Kirchenvorsteher hielt sein Geldstück schon bereit. Der Brettmüller jedoch zog umständlich sein großes Portemonnaie aus der Tasche hervor, öffnete es, so daß alle es sehen konnten, nahm langsam ein Geldstück heraus und ließ es in den roten Beutel fallen. Dem stillen, haßerfüllten Beobachter oben auf dem Chore kam diese Wichtigkeit des Gebens als widerwärtiges Prahlertum vor. Seine verhaltene Wut suchte hervorzubrechen; ein Fluch kam auf seine Lippen.

Das war ein Fluch über das Geld des reichen Mannes, — ein Fluch, getragen von dem Wunsche, daß der Brettmüller einst ärmer sein solle, wie der arme Michel, und dann verhungern müsse. Und da die Wut sich nicht austoben konnte, kam das Gräßliche.

„Er soll kripiren!“

Der Mund bewegte sich bei diesen Worten; doch sie waren nicht vernehmbar. Nur in Josefs Innern erschollen sie laut und in aufrichtiger Meinung.

„Der Schlag soll ihn treffen, den Gauner!“

Die Missetat war vollbracht.

Drei Tage darauf starb der Brettmüller am Herzschlage. In einer Gasse, die von der Dorfstraße aus an der Brettmühle vorbei ins Feld führt, war er hingestürzt, als er über den Zaun hinweg einen seiner Arbeiter grob

gescholten hatte. Ehe der Kutscher, der den Arzt holen sollte, die Pferde angespannt hatte, war der Tod ins Haus gekommen.

* * *

„Ist Dir was?“ fragte der Herr Baumeister seinen Kutscher. Da antwortete dieser mit der Gegenfrage: „Woas sull mir denn sein?“

Der Baumeister sah ihn eigen an und schüttelte den Kopf. Er hatte guten Grund zu seiner Frage gehabt. Mit Josef mußte etwas vorgegangen sein. Er erinnerte seinen Herrn an eine Uhr, die sich jahrelang als pünktlich und zuverlässig erwiesen hatte, und deren Räderwerk plötzlich durch einen Stoß oder durch ein Staubkorn in Verwirrung geraten war. Es war kein Verlaß mehr auf sie.

Josef schüttete den Pferden Hafer ein, ohne zu wissen, daß er sie bereits angefütert hatte. Er spannte, als sein Herr ausfahren wollte, die Pferde an einen Sandwagen, anstatt an den Spazierwagen, und er tat noch andere Verrichtungen, angesichts derer man leicht zu der Vermutung kommen konnte, daß sein Verstand einen Stoß erhalten habe. Wie ein Traumwandler benahm er sich am lichten Tage; er ging so verkommen umher, als grüble er nach über ein schwieriges Rätsel und als hing von der Lösung das Leben oder das Heil seiner Seele ab. In der Arbeit hielt er oft inne, als müsse er sich auf etwas besinnen.

Was in ihm vorging, wußte er selber nicht klar. In dem Labyrinth seiner Seele lebte nur die Erinnerung an den sündhaften Wunsch in der Kirche und an den Tod des Brettmüllers. Er wußte, daß er der Mörder dieses Mannes war; aber es war wohl nicht das schreckliche Bewußtsein der Schuld, das so verwirrend und betäubend auf ihn eingewirkt hatte, als vielmehr die geheimnisvolle Offenbarung eines überirdischen Waltens, die ihn plötzlich getroffen hatte. Er fühlte, daß eine übermächtige, zerschmetternde und unbegreifliche Gewalt über den Menschen schwebte, gegen die keiner sich wehren kann. Eine Gewalt, die totbringend ins Leben eingreift, wenn sie zur rechten Zeit und am rechten Ort mit den rechten Worten herabbeschworen wird. Sein schwacher Geist war durch die Wucht des mächtigen Geschickes in einen finsternen Bann geschlagen, so daß er keinen lichten, erlösenden Gedanken finden konnte. Er hätte sich sagen können, daß sein frevelhafter Wunsch in der Kirche in keinem Zusammenhange mit dem Tode des Brettmüllers stand, aber eines solchen Gedankens war er nicht fähig. Für ihn bestand kein Zweifel an der überirdischen Macht, die er durch seinen Fluch gezwungen hatte, den Brettmüller ins Grab zu bringen.

Deutlich stand alles vor seiner Seele.

Bei der Opferung war es gewesen, kurz vor dem Sanctus. Da hatte ihn der böse Feind an den alten Haß erinnert und ihm die mörderischen Worte eingegeben.

Der Geistliche hatte betend die Hände über den Altar gehalten, ein Ministrant hatte das Rauchfaß geschwungen, und die blauen Duftwölkchen waren zur Decke emporgestiegen. Oben hatten sie sich aufgelöst und den weiten Raum mit himmlischem Geruche erfüllt. Der Kirchenchor hatte zum Spiel der Orgel gesungen, und die Stimmen der Mädchen klangen wie Engelstimmen. Unten in den Bänken war die Gemeinde in Andacht geneigt gewesen, viele geweihte Kerzen hatten gebrannt, und er — er allein, hatte es mit der Hölle gehalten; er, er allein mit seiner bösen Galle, mit seinem Haße — er hatte geflucht in der heiligen Stunde und am heiligsten Orte, er hatte einen Menschen in den Tod geflucht.

Eine solche Verwünschung beim offenen Tabernakel geht in Erfüllung. Sie ist so wirksam, wie eine fluchhafte Verwünschung bei schwerem Gewitter . . .

Der Knecht, der seinem Herrn den Blitz ins Genick wünschte, sprang ins Wasser, weil er ein Mörder war . . . Josef fragte sich, warum er nicht auch ins Wasser springe . . .

Vater Michel hatte ihm gelehrt, daß der Mensch nicht hassen und fluchen solle. Gott allein sei Richter und Rächer, und wenn die Engel mit den Posaunen blasen, wird die Vergeltung kommen. Warum hatte er nicht auf Vater Michel gehört? . . .

Jetzt war er ein Mörder . . .

Zu flugem, geordnetem Nachdenken kam er nicht. Er fürchtete sich vor seinen Gedanken, und er wich ihnen aus und verschreckte sie. Er wußte nicht einmal, ob ihn das Gewissen quäle. Wenn er grübelte, so dachte er bald an den Fluch in der Kirche, bald an die Geschichte von dem Knechte und dem Gewitter, und immer wieder verbohnte sich sein Sinnen in das finstere Wunder, das durch seine Schuld geschehen war. Er suchte nicht das Wunder zu ergründen, da es ihm von vornherein als unergründlich galt.

* * *

Seit drei Tagen schon sagten die Menschen, daß ein Gewitter in der Luft schwebte. Die Schwalben flogen niedrig und schossen geängstigt umher; die steinernen Kellerwände wurden feucht, die Bäuerinnen klagten, daß die Milch sich nicht von früh bis abends halte, und alte Leute meinten, sie spürten das Unwetter schon in allen Gliedern. Über dem Rudawalde stand es in bleiernem Düstern ein paar Tage lang und lauerte und lugte,

wohin es sich wenden und mit Blitz und Hagelschlag unter die Kreaturen fahren sollte. Abends und in der Nacht warf es forschend sein Wetterleuchten über die Gegend, und eines Vormittags entschloß es sich, seinen Weg über Raschwitz zu nehmen.

Der letzte Roggen sollte hereingebracht werden. Bei Baumeisters in Neudorf ernteten sie bereits die Gerste. Josef war mit dem Erntewagen auf dem Felde und half aufladen. Die Hitze war so arg, wie im Backofen. Von allen Gesichtern troff der Schweiß; Gaumen und Hälse waren ausgetrocknet; aber keines nahm sich Zeit nach dem Wasserkrüge zu fragen oder an ein Bächlein zu laufen; mit eilender Geschwindigkeit griffen sie nach den Garben und Gebüden und luden sie auf die weitgestellten Leiterwagen. — Schnell — immer schneller! Das Gewitter kommt!

Als Josef, auf dem hohen Fuder sitzend, heimwärts fuhr und die Pferde antrieb, holten ihn die Sturmboten des Wetters ein. Sie wühlten den Staub von der Landstraße auf, trieben ihn hoch in die Lüfte und weit über die Fluren hin, und der Wind heulte und war so rasend, als wollte er alles niederreißen, die Bäume an den Wegen, die Dächer von den Häusern, und als künde er den jüngsten Tag an. Ein Lärm und ein Getöse von Sturm und Donner war in den Lüften, daß Josef sich festklammerte auf seinem hohen Sitz und sein Ende für gekommen hielt.

Zum ersten Male, daß ein Gewitter ihm Todesfurcht einjagte! Er erwartete den Blitzschlag, der den Tod seines Feindes an ihm rächen werde, und er zuckte erschrocken zusammen und duckte sich vor dem blendenden Lichte. Seine Seele krampfte sich unter dem Drucke der Schuld, er bebte vor der tosenden Natur und wand sich in dem grauenhaften Empfinden, daß der Zorn des Himmels ihm gelte — dem Mörder.

Doch er kam lebendig mit dem Fuder nach Hause.

Das Gewitter entlud sich in starken Schlägen und Regengüssen; dann brach die Sonne durch, und drüben über Raschwitz zeigte sich der bunte Friedensbogen am Himmel.

Zu dieser Zeit wurde der Brettmüller begraben. Des Gewitters wegen war das Begräbnis um eine Stunde verschoben worden. Herbert hatte von der Kriegsschule zwei Kameraden mitgebracht, und die drei schmucken Fähnriche zeigten durch ihre Anwesenheit, daß es das vornehmste und großartigste Begräbnis war, das die Raschwitzer erlebt hatten. Beide Geistliche gingen mit, sowie es der Grabebitter vermeldet hatte, und die Musik spielte einen Trauermarsch. Der Leichenzug war groß, und er wäre noch größer gewesen, wenn das Gewitter nicht viele Bewohner der Nachbarörter ferngehalten hätte. Acht Männer trugen die Bahre, und sie wurden von manchen Menschen, die im Trauergefolge gingen, bedauert.

Es war nämlich bei diesem Begräbnisse ein Umstand, der die ernste Feier beträchtlich störte und Anlaß zu einem Gerede gab, durch das der größte Teil der Trauergesellschaft sich bewogen fühlte, dem Sarge möglichst fern zu bleiben. Man sagte, die schwüle Gewitterluft habe der Leiche des korpulanten Mannes geschadet und so zersetzend auf sie eingewirkt, daß es nicht gut sei, in ihrer Nähe zu weilen. Das Gerede ging noch viel weiter und das Urteil des Volkes setzte schon ein, ehe der Totengräber das Grab zugeschaufelt hatte. Das Urteil war verdammend. Es war so wie es immer ist; als der reiche Mann noch lebte, wagte sich das häßliche Urteil nur scheu und im Geheimen hervor. In der Öffentlichkeit lautete es anders, eben darum, weil er reich und mächtig war. Jetzt, da er nicht mehr gefürchtet wurde und seinen Feinden nicht mehr schaden konnte, entweiheten sie alle die heilige Feier der Bestattung durch garstige Nachreden. Sie meinten, sie hätten schon immer gesagt, daß er ein schlechter Mensch sei und für seinen Geiz, seinen Hochmut und seine Hartherzigkeit einmal ein unchristliches Ende nehmen werde. Das habe sich nun bestätigt. Wie es im Jenseits um ihn aussehe, gehe am deutlichsten daraus hervor, daß seine Leiche schon wenige Stunden nach dem Tode nicht mehr zum Ansehen gewesen sei. Im Gesicht habe er schon kohlschwarz ausgesehen, bevor er in den Sarg gelegt wurde. Das müsse doch etwas zu bedeuten haben.

Unter denen, die ihm zum Grabe folgten und die seiner Familie nicht angehörten, befand sich nur einer, in dessen Herzen kein Groll und feindlicher Gedanke lebte. Dieser eine stand abseits von den andern mit tiefgesenktem Haupte, betete still und bat den Herrn der Welten, daß er die Seele des Verstorbenen zu sich ins Himmelsreich aufnehmen möge.

Michael Franzke sprach nichts böses vom Brettmüller . . .

* * *

„Lotterwirtschaft!“ „Nicht mal Sekt!“

Herbert Urban, der fährnrich war es, der diese Worte von der Festtafel aus der Gastwirtin zuschrie.

„Wird anders werden, wenn erst die Villa steht! Das Nest muß Kultur kriegen!“

Die letzten Worte galten den beiden fährnrichen, bei denen er oben an der Tafel saß; sie wurden jedoch im ganzen Saale gehört und einige der Gäste fühlten sich peinlich berührt.

Das war bei dem großen Leichenschmause, von dem die Bewohner des Dorfes schon seit zwei Tagen gesprochen hatten, und bei dem es großartiger hergehen sollte, wie bei einer gräflichen Hochzeit.

Der Tanzsaal der Brauerei diente als Speisesaal, und es ging in der That großartig darin zu. Zwei Tafelreihen zogen sich in der ganzen Länge des Saales hin, und so viel Gäste waren erschienen, daß kein leerer Platz übrig blieb. Hinten an der Quertafel saßen die Angehörigen und die Verwandten des Brettmüllers, sowie die Ehrengäste. Unablässig wurden volle Schüsseln und gefüllte Weinkörbe herbeigetragen und die Schmauserei wollte kein Ende nehmen. Der Wirt und die Wirtin und auch die Witwe des Verstorbenen wurden gelobt, weil sie mit der Herrichtung des Begräbnisses eine Leistung vollbracht hatten, die des Lobes würdig war. Ein guter Teil des Ruhmes fiel auf die Brauner-Marie, die in der Küche regierte und deren Schöpfungen sich durchweg als vorzüglich erwiesen.

Diese Marie war als Köchin in weiter Umgebung bekannt. Wer sie in ihrem Stübchen besuchte, wenn sie die Filzlatschen nähte, mit denen sie im Winter hausieren ging, oder wer sie auf einer Baustelle, das gefüllte Kalkschaff auf dem Kopfe tragen sah, der merkte der hüftfesten und starkhändigen Person nicht an, daß ihr keine gleichsam im Kuchenbacken und in der Zubereitung guter Braten, Saucen, Suppen, Gemüsen und Kompotten. Bei außerordentlichen Festlichkeiten wurde sie von den Bäuerinnen zu Hilfe gerufen, und ihr Ruf als Köchin war so fest gegründet, daß ein mißlungenes Mahl als gut gediehen angesehen worden wäre, wenn es geheißen hätte, die Brauner-Marie habe gekocht.

Das Totenmahl für den verstorbenen Brettmüller war ausgezeichnet und erfüllte ganz den Zweck, ein Zeugnis abzulegen von dem Reichtum und dem Ansehen der Familie. Eine Würze jedoch fehlte, und durch diesen Mangel wurde die ganze großartige Totenfeier verdorben. Die Brauner-Marie hatte keine Schuld daran, auch die Gastwirtin nicht und nicht der Gastwirt. Es fehlte die Würze des unbefangenen Fröhlichs, der Gemüthlichkeit, ohne die auch das beste, reichhaltigste Festmahl keinen Genuß gewährt.

Bei dörflichen Begräbnissen in Schlesien ist es gute Sitte, daß die Freunde des Verstorbenen sich nach der Beerdigung mit dessen Angehörigen zusammenfinden und dann bei vollen Schüsseln und vollen Gläsern sein Andenken feiern. Bei heiteren Reden entschwindet alle Traurigkeit und alle Tränen versiegen. Der Gedanke, daß alle einmal den gleichen Weg durch die Pforte des Todes wandern müssen, gelangt zum Siege und wird ein wunderbarer Tröster. Das Leben ist kurz; unsere Heimat ist droben über den Sternen. Warum sollen wir weinen und klagen, da es doch ein Wiedersehen gibt! Aus traurem Familienkreise hat der Tod ein heißgeliebtes Herz entrisen; aber die Familie ist nicht vereinsamt, nicht verlassen. Viele treue Freunde sind zur Stelle und geloben hier, daß sie sich allezeit

als Freunde bewähren wollen. Das ist der Sinn des Totenmahles. Er tröstet die Herzen viel wirksamer als es die schönsten Trostreden tun würden.

Beim Totenmahl des Brettmüllers war es anders. Die tröstliche Traulichkeit konnte nicht aufkommen; ihr erging es wie den Wiesenblumen im März, die sich gern entfalten möchten, aber von einem eisigen Winterhauch daran verhindert werden. Der eisige Windhauch, der das Aufblühen der Gemüthlichkeit unmöglich machte, ging von dem Platze aus, an dem der jugendliche Erbe der Brettmühle saß. Herbert Urban hatte zu oft mit seinen Kameraden angestossen, und er war der erste im Saale, dem die Geister des Weines im Kopfe rumorten. Er führte ein lautes, prahlerisches Wort, und viele seiner Äußerungen erregten eine solche Mißstimmung, daß manche ehrbare Gäste fortgingen, ehe das Festmahl beendet war. Die ersten, die durch das Unbehagen vertrieben wurden, waren der Herr Pfarrer und der Herr Kaplan.

Mit schwerer lallender Zunge redete der Jüngling von den Plänen, die er seit dem Tode des Vaters entworfen habe, und dazwischen schimpfte er, weil in dem elenden Loche — womit er sein Heimatsdorf meinte — nicht mal Sekt zu haben sei. Auf der Herfahrt schon hatte er den beiden Kameraden einen Wald gezeigt, der vor einigen Jahren vom Brettmüller gekauft worden war. Er hatte ihnen gesagt, daß er dort am Walde, auf der Wiesenfläche eine Villa erbauen werde. Er würde die Kameraden dann oft zu Gaste laden. Von dieser Villa redete er auch jetzt und er schilderte, wie alsdann der Sekt in Strömen fließen werde.

„Wir habens!“ schrie er . . . „Prost, Sie dort — wie heißen Sie doch gleich? — Sie, Baumeisterchen! Dickfein werden Sie 's machen? — Wenn nicht, macht's 'n anderer. Na, prost!“

Der Baumeister stellte sich, als habe er die Worte überhört. Zeitig schon verabschiedete er sich mit seiner Frau von der Witwe des Brettmüllers und anderen Festteilnehmern; von Herbert Urban verabschiedete er sich nicht.

* * *

„Asu lange woars De nich doo?“

Aus vollem Herzen kamen diese Worte dem alten Manne. Josef, der willkommene Gast, kochte Kaffee und sie redeten von den Begebenheiten der letzten Wochen, sowie von der Zukunft; da gab es viel zu erzählen und zu beratschlagen. Josef hatte am letzten Sonntag einen Freund besucht, den er vor sechs Jahren kennen lernte. Das war jener Valentin, dessen Bett einst im Krankenhause neben Josefs Bett gestanden hatte. Damals in ihren Leidentagen waren ihre Herzen einander begegnet und ein jedes

hatte freundliche Erinnerungen für das andere bewahrt. Im vergangenen Frühjahr, bei der Geseßung, waren die zwei einander wieder begegnet, und sie hatten die im Krankenhaus geschlossene Kameradschaft erneuert. Sie hatten versprochen, sich gegenseitig zu besuchen. Josef erzählte nun dem alten Michel, daß Valentin ihm vorige Woche eine Postkarte geschickt, auf der geschrieben stand, daß er auf den Sonntag bestimmt erwartet werde. Da habe er sich vom Herrn Baumeister Urlaub erbeten und sei schon früh morgens weggegangen, denn es wären zwei Meilen bis Bauschdorf. Mit Valentins Mutter und seinen drei Schwestern habe er dort die alte Bekanntschaft erneuert. Von den Schwestern wußte Josef am meisten zu erzählen, und es verdroß ihn nicht wenig, daß Vater Michel nicht mehr so achtsam zuhörte, wie er es früher stets getan hatte, wenn ihm etwas erzählt wurde. Die älteste der Schwestern war bereits verlobt, ihr Bräutigam besaß einen guten Posten als Gärtner auf dem Dominium. Valentin hatte ihm vertraut, daß die zweite, die Liesel, auch schon einen Schatz hatte; die jüngste jedoch, die Berta, war noch frei. Und diese hatte dem Josef am allerbesten gefallen. Mit einer Beredsamkeit, wie sie ihm sonst nicht eigen war, sprach er von ihren roten Backen und von ihrer hübschen Schürze. Garnicht ein bißel eingebildet sei die Berta, sie habe kein so läppisches Getue wie andere Mädchen; er sei mit ihr im Garten spazieren gegangen und da habe sie ihm ein Sträußel gepflückt. Während er so mit Begeisterung sprach, unterbrach ihn Vater Michel mit der Frage, ob die Bauschdorfer eine gute Ernte gemacht hätten.

Die Verstimmung in Josefs Gemüt nahm immer zu. Wie hatte er sich auf den Tag gefreut, an dem er mit Vater Michel sprechen konnte! Seit viel Wochen war es ihm nicht gelungen, ein ordentliches Wort mit ihm zu reden. Zweimal nur war er ihm flüchtig begegnet während dieser Zeit. Und nun war alles so ganz anders, wie er sich's gedacht hatte.

Noch immer fühlte er sich belastet von schwerer Mordschuld. Wohl war die Todesangst vor der himmlischen Strafe von ihm gewichen; wenn ein Gewitter am Himmel heraufzog, so zitterte er nicht mehr in dem Glauben, daß der Blitz ihn, den verruchten Sünder, erschlagen werde; er erwachte nicht mehr durch gräßliche Träume geängstigt aus dem Schlafe, und die bösen Gedanken störten ihn nicht mehr bei der Arbeit. Aber noch immer quälte ihn die Gewißheit, daß er durch sein Verbrechen in der Kirche den Brettmüller getötet habe. Wie in einer tosenden, stockfinsternen Sturmnacht manchmal ein klares Sternlein durch Schauerwolken lugt, so leuchtete in die stürmische Nacht seines Gemütes die Ahnung von einem heiteren Morgen. Er empfand, daß er noch nicht verloren sei, daß es noch eine Rettung für ihn gäbe, und daß der Mann, der ihn schon einmal von

Schmach und Untergang gerechtfertigt hatte, auch in dieser entsetzlichen Noth sein Helfer und Befreier sein werde. Er glaubte an Vater Michel. In manchen schlimmen Stunden, in denen seine Seelenpein am grausamsten war, hatte er den besten Trost gefunden in dem Gedanken, daß er zu Vater Michel hingehen und ihm alles sagen werde. Er war durchdrungen gewesen von einem hehren Gefühl, als ob Vater Michel beim lieben Gott so viel vermöge, wie die Engel und Heiligen im Himmel; er wußte ja, daß Vater Michel der beste und frömmste Mensch auf Erden war, und er glaubte daher mit aller Zuversicht, daß er durch dessen Vermittelung das sündhaft verlorene Heil wiederfinde. Einmal war er nahe daran gewesen, in der Nacht nach Raschwitz zu laufen, so sehr hatte ihn das Verlangen gedrängt, über seine Schandtat mit Vater Michel zu reden.

Und nun war er da — und alles war ganz anders . . .

Josef schwieg, und in schnellem Fluge glitt die Erinnerung an die durchlebten lichten Stunden des vergangenen Sonntags an seiner Seele vorüber. Frei und fröhlich war ihm zu Sinn, als er frühzeitig zum Dorfe hinauswanderte und auf schmalem Pfade über taufrische Wiesen und dann weiter über die sommerherrlichen Felder entlang und durch Dörfer ging, in welchen die Menschen sich an den Bäumen wuschen und zum Kirchgang vorbereiteten. Zum ersten Male seit Wochen war ihm wieder einmal leicht zu Gemüt; er hatte ein ungewisses Gefühl, als könne er den finsternen Gedanken entfliehen, die ihn so oft bis zur Todesverzweiflung gemartert hatten. Und als er am Abend heimkehrte von seinem Besuch, da huschte das Bild des toten Brettmüllers und die Erinnerung an den Fluch in der Kirche nur hin und wieder wie böse Schatten über seine Seele hin. Sonst aber war alles licht in seinem Innern, und dieses Licht kam her von den leuchtenden Augen des munteren Mädchens, das ihm den Strauß gepflückt hatte, den er auf dem Heimwege fest in seiner Linken hielt. Ihn erfüllte ein starkes Verlangen nach Mittheilbarkeit; sein Herz war so über voll Glück, daß er gar zu gern noch bis Raschdorf gelaufen wäre, um dort dem väterlichen Freunde zu erzählen, wie schön es gewesen bei Valentin und wie gut und lieb die Berta zu ihm gewesen sei. Nach den Schrecknissen und Trauernissen der letzten Woche war plötzlich ein Rausch der Lebenslust über ihn gekommen — eine Seligkeit, als ob er dem Tode entronnen und ein neuer, glücklicher Mensch geworden sei. Es war ihm nicht möglich, Vater Michel noch an jenem Abend aufzusuchen; er mußte sich eine ganze Woche lang gedulden bis zu der ersehnten Stunde, in welcher er zu ihm reden konnte von Berta.

Und nun war er da und redete von Berta. Vater Michel aber wollte lieber wissen, ob die Bauschdorfer eine gute Ernte gemacht hätten.

Da kam eine Bitterkeit in Josefs Gemüt, und er war so traurig, daß er am liebsten geweint hätte. Doch er ließ Vater Michel nichts davon merken, und er beantwortete die Fragen, die dieser an ihn stellte. Sie waren ihm gleichgültig, und er dachte fortwährend an das Mädchen mit den lustigen Einfällen und der schönen Schürze.

Er hatte sich fest vorgenommen, mit Vater Michel auch über die andere Geschichte zu reden — über das grausige Wunder; doch er fand jetzt keinen Mut und auch keine Lust mehr dazu.

Er war so verlassen . . . Vater Michel verstand ihn nicht mehr.

* * *

Sie gingen, weil der Regen nachgelassen hatte und die Sonne wieder durchblickte, auf den Friedhof. In Josefs Gemütsstimmung war eine Änderung eingetreten. Die Bitterkeit war entwichen, die Traurigkeit jedoch geblieben; aber es war eine Traurigkeit anderer Art.

Beim Kaffeetrinken hatte Josef wahrgenommen, daß Vater Michels Hände zitterten. Das war ganz auffällig gewesen. Als sie nun den Kirchhofsweg hinangingen, da gewahrte er, daß der alte Mann viel elender und kränker war, als er geglaubt hatte. „'s wiell nimeh!“ sagte Vater Michel, als er sich auf den Arm seines Begleiters stützte und alle paar Schritte stehen blieb um auszuruhen. Josef erschrak darüber, und er begriff nun, warum Vater Michel ihn nicht mehr verstand. Das Mitleid regte sich in ihm, und aus allen Quellen seines Herzens flutete wieder der alte Strom der Liebe und der Verehrung.

Aufgeregt schossen die Schwalben durch die feuchte Sommerluft. Bald glitten sie über die Fläche des Schulteiches dahin, bald wieder waren sie hoch oben in den Lüften; es war ein unruhiges Auf- und Niederschweben. „Se warn balde furtmache“, meinte der Alte, auf das Flugspiel hindeutend, und gleichmütig fügte er hinzu: „mich traffa se nimeh oan, wenn se, doß se warn wiederkumma“.

„Ihr müßt wieder gesund warn!“ rief Josef mit leidenschaftlicher Heftigkeit. „Ihr müßt besser assa und trinka, und ich ga Euch Geld derzune!“

Der Alte meinte, er leide keine Not, von seinen Leiden und Schmerzen aber könne ihn das beste Essen und Trinken nicht mehr befreien. Dann redete er vom Willen Gottes, durch den alles vorher bestimmt sei und in dem man sich geduldig fügen müsse.

Sie kamen auf den Friedhof. In Josefs Seele schossen die Gedanken so wild und wirr umher, wie die Schwalben in der Luft. Sie schossen zu blauen Höhen voll jubelnder Lust und rasch hinab zur Tiefe voll Schmerz

und Angst. Das trotzige Bewußtsein der Kraft beseelte ihn — der Kraft und des Willens, den Mann, den er liebte, zu retten vom Untergange, und dann wieder ward dieser Voratz vernichtet durch die Erkenntnis, daß der Alte nicht gerettet werden wolle.

Am Grabe des Brettmüllers blieben sie stehen. In Josef regte sich auf einmal wieder der alte furchtbare Groll, und er stieß die Worte hervor: „Dan hoa ich imgebrucht!“

Das klang nicht wie Reue, das klang wie der Freudenschrei befriedigter Rache. Er dachte in diesem schrecklichen Augenblicke wieder an den Mann, der schuld war an dem Elend Michels — an den Mann, den er Jahre hindurch tödtlich gehaßt, verachtet und verflucht hatte, und wieder war sein glühendes Empfinden ein glühender Fluch.

„Und iže thu ich hien gieh'n un soa olles! . . . zur Bratmüllern gieh ich und soas! . . . Ich hoa de Scheune oanzünda wull'n und ich hoa a Bratmüller imgebrucht . . . Und iže is mer olles egal! . . .“

Das war ein lodernder, zerstörungswütiger Ausbruch einer vulkanischen Brust, die endlich, endlich die Befreiung gefunden hat, die sie in jahrelang kochender Qual begehrte.

„Du . . .!“ tönte es aus dem Munde des Alten wie Drohung, Vorwurf und Bitte. Er stand da, starr vor Entsetzen.

„Ich gieh hien, — ich —“

Was war das? Welche Gewalt tötete dem Burschen das Wort auf der Lippe und lähmte ihm die Zunge? Der Alte hatte sich verwandelt; hoch aufgerichtet stand er da, als ob alle Greisenhaftigkeit, alle Schwäche durch ein Wunder von ihm gewichen sei; er hob den Arm und die Hand ballte sich zur Faust, aus seinen Blicken sprühte ein mächtiger Gebieterzorn. „Du wirscht stille sein!“

Josef war still. Er fühlte sich einer Macht gegenüber, der sein Trotz und seine Mut nicht Stand halten konnte, die Gehorsam von ihm forderte. Ihn durchzuckte die Erinnerung an jenen Abend, an welchem er die Scheune anzünden wollte. So wie damals kam ihm Vater Michel auch jetzt vor. Wie er ihm willenlos im finsternen Garten gegenüber stand, so beugte sich seine trotzkende Seele auch jetzt vor ihm.

Ein paar Minuten nur war Vater Michel wieder der kräftige Riese von einst, dann stand er wieder da in seiner ganzen Gebrechlichkeit und Müdigkeit. Er stützte sich mit beiden Händen auf den Stock; die matten Augen senkten sich auf das Grab des Brettmüllers.

„Du wirscht nich hiengiehen und wirscht's soan!“ sprach er mit Bestimmtheit. Noch zitterte die Erregung des Zornes in seiner Stimme nach; der Zorn selbst aber war verflogen.

„Ich hoa a imgebrucht!“ Diese Worte, die Josef in bebendem Tone hervorstieß, machten den Alten betroffen. Er fragte ängstlich, erwartungsvoll: „Imgebrucht . . . ? Du . . . ?“

„Ich hoa woas durchgemacht ei dan Wucha!“ sprach Josef und fuhr sich mit dem Arme über die Augen . . . „Verlechte kumm ich ei de Helle . . .“

Die eisige Erstarrung, von der sein Herz bezwungen ward, als er daheim von Berta erzählte und kein Verständniß fand, war jetzt geschmolzen, und ungehindert kam der Strom peinvoller Empfindungen, die schon seit Wochen nach Freiheit beehrten, zum Durchbruch. Das leiderfüllte Herz fand die ersehnte Erleichterung.

Michel hatte sich auf den Arm des Burschen gestützt und sie wankten, während dieser mit bewegter Stimme von seinem Verbrechen redete, auf das Erlöserkreuz zu. Dort auf der Bank setzte der Alte sich nieder und lauschte weiter auf die seltsame Beichte des jungen Freundes. Diesmal fand Josef ein volles Verständniß bei ihm, oder er glaubte wenigstens es zu finden.

„Ju, ju, doas flucha, doas flucha!“ sagte Michel und wiegte dabei das graue Haupt.

Josef erzählte von der Angst, die er am Begräbnistage während des schweren Gewitters vor der göttlichen Strafe gelitten habe.

„Mer missa viel Buße tun!“ sagte Vater Michel dazwischen. „Dar jüngste Taag is verlechte nimeh weit! Wenn de sieben Posauna bloosa warn, hernochern . . .“

Ungeört durch diese Zwischenworte Michels berichtete Josef von den schweren Ängsten und Verzweiflungen seiner Nächte, von der Furcht vor dem höllischen Feinde und von all den Unruhen, die ihm das Gewissen auch am Tage bereitet habe. Er erzählte, wie er am liebsten einmal des Nachts nach Raschdorf gekommen wäre, weil er nicht aushielt in seinem Bette, — wie ihm das Herz zerspringen wollte, wie ihm die Angst beinahe umgebracht hätte. Er habe stets das Gefühl gehabt, daß nur Vater Michel ihm raten und helfen könnte. Nun, da er alles erzählt habe, sei ihm viel leichter geworden. Die letzten Worte seines Bekenntnisses erstarben in einem leisen Schluchzen.

Der Alte war in Sinnen versunken. Seine Gedanken schweiften durch das an Wundern und Herrlichkeiten, an Schauern und Schrecknissen und an himmlischen Heilsverheißungen seltsam belebte Reich der Offenbarungen. Er hatte aus den Worten Josefs nur begriffen, daß dieser in der Kirche teuflisch geflücht habe; er hatte auch gehört von den Qualen, die das rächende Gewissen dem Sünder verursachte; doch die ganze zermalmende

Gewalt der Schuld, von der sich Josefs Seele bedrückt gefühlt hatte, war ihm nicht klar geworden. Mit seinen geistigen Augen sah er wieder die entsetzlichen Ungetüme, die einst dem Höllenrachen entsteigen und den Sündern einen Tag des beispiellosesten Entsetzens bringen werden, doch er bangte nicht für seinen armen Freund; denn sein verklärter Seelenblick sah, wie die höllischen Scheusale entweichen vor der lichtumflossenen Gestalt des Lammes, durch das alle Sünden rein gewaschen werden. Während er noch versunken war in verzücktes Schauen, redete er wieder von den Tagen des Gerichtes. Er redete, und sein Blick richtete sich dabei gen Himmel. Als er sah, daß Josef weinte, sagte er liebevoll: „Euß gutt sein! Gieh uf a Sunntich zur Beichte — und fluche nimeh!“

Josef fragte zweifelnd, ob der Herr Hochwürden ihn von dieser schweren Sünde losprechen werde. Michel gab ihm eine beruhigende Auskunft. Der Tod des Brettmüllers sei Bestimmung gewesen: „Wie ünser Herrgoot wíel, asu kímmt olles!“

Dem Burschen wurde so feierlich, so heilig und leicht zu Mute, als habe er bereits die Absolution empfangen. Er, der stets an Vater Michel geglaubt hatte und ihn für weise und gerecht hielt, war gar zu gern überzeugt, daß er nicht schuld sei an dem Tode des Brettmüllers.

Als Josef bei sinkender Sonne nach Neudorf heimging, war er ein glücklicher Mensch. Zwischen der jungen Berta und dem alten Michel schlug seine Phantasie eine goldene Bahn, auf der sie mit Gedankenschnelle hin- und herglitt, und manchmal zwang ihn sein Glücksrausch zu lustigen Sprüngen. Es fiel ihm ein, daß Vater Michel, während der letzten Stunden auf dem Kirchhof nicht mehr so krank und schwach ausgesehen habe, wie anfänglich im Stübchen und auf dem Gange nach dem Friedhofe. Auch das machte ihn glücklich. Er blickte in die flammenglorie drüben über den Bergen, dort, wo die Sonne versunken war, und ihm ward so selig fromm zu Gemüte, als ob er beten müßte.

*

*

*

Als Josef eines Sonntagnachmittags wieder einmal nach Raschdorf zum Besuch ging, waltete in seinem innersten Wesen die gleiche stille Klarheit, die dem schönen Herbsttage eigen war. Unterwegs erlitt sie eine Trübung; doch das milde, sonnige Leuchten eines Glückbewußtseins kehrte bald wieder.

Als er am Mühlgraben über den Steg gegangen war und in das Gebüsch eintrat, durch das der Feldweg führte, kam Herbert mit einem andern Herrn des Weges. Sie trugen beide Flinten und gingen wahrscheinlich nach den Teichen hinüber auf die Entenjagd. Josef zog grüßend den Hut, worauf nur der andere Herr, nicht aber Herbert dankte. Ein

paar Minuten lang ärgerte sich Josef so sehr über seinen Feind und über sich selbst, daß er meinte, der ganze Tag sei ihm jetzt verdorben. Es wandelte ihn die Lust an, einen Stein aufzuheben, dem verhassten Menschen nachzurennen und ihm den Stein ins Genick zu werfen. Er begriff nicht, wie er ihn hatte grüßen können, — ihn, von dem er einst grausamer und schändlicher gequält worden war, wie böse Jungen ein Tier quälen. Das Zusammentreffen mit den beiden Jägern war so plötzlich gekommen, daß er keine Zeit zur Überlegung gehabt hatte. Er schämte sich der erlittenen Demütigung, fand aber eine Beruhigung in dem Gedanken, daß er ihm vielleicht wieder einmal begegne und ihm dann zeigen könne, wie er ihn verachte. Er nahm sich vor, alsdann vor ihm auszuspucken. Da fiel ihm ein, daß er in wenigen Wochen gezwungen sein werde, ihn zu grüßen; dann war auch er Soldat, und Herbert war ein Vorgesetzter. Aber dann wollte er ihm schon aus dem Wege gehen . . .

Diese Trübung seines Sonntagsglückes hielt nicht lange an, sie konnte nicht bestehen vor dem Freudenglanz, der in seinem Innern lebte und schnell wieder seine Wirkung tat. Josef hatte wieder ein großes Glück erlebt, und wenn er daran dachte, wie er dieses Erlebnis dem Vater Michel erzählen und wie dieser lauschen, sich herzlich freuen und zufrieden mit ihm sein werde, so war er wieder in bester Stimmung.

In Neudorf, in Raschwitz und in allen Orten der Gegend gab's keinen Kutscher, den sein Herr so sehr lobte, wie der Herr Baumeister ihn, den Josef, am gestrigen Tage gelobt hatte. Immerzu dachte er an alle die freundlichen und lieben Worte, die er ihm schon früher und jetzt wieder gesagt hatte: er sei sehr zufrieden mit ihm, er freue sich, daß er die Pferde so gut pflege, daß er die Wagen, das Geschirr und alles andere in guter Ordnung hatte, und er bitte ihn, nach abgelauener Militärzeit in die alte Stellung zurückzukehren. Sollte die Stellung nicht frei sein, so werde sich ein anderer Posten für ihn finden. „Auf alle Fälle“ — so hatte der Herr Baumeister gesagt — „kommst Du wieder zu mir, wenn sich nichts Besseres für Dich schickt. Ich werde dann schon sorgen, daß Du was Ordentliches verdienst und Deine Liebste heiraten kannst, wenn Du mal eine hast.“

„Dar tunne Offe!“ rief Josef laut und dachte dabei an Herbert. Und weiter dachte er, daß er mit dem feinen Sohne des toten Brettmüllers nicht tauschen möchte. Was bedeutet die ganze Brettmühle, was der ganze Reichtum und was die schöne Offiziersuniform gegen das Glück, das Josef in seinem Herzen trug! . . . Wenn er einmal eine Liebste haben würde . . . Ach, wenn er's nur wüßte, der Herr Baumeister, und wenn's die Berta wüßte, was der Herr Baumeister gesagt hatte, und wenn die Soldatenjahre

nun erst vorbei wären! Das sollte ein Leben werden! und wie gut Vater Michel es dann haben sollte!

In heiterster Laune kam er bei Michel an, und nun gesellte sich zu all' der Freude, die sein Inneres verklärte, noch das traute Gefühl, ein herzlichwillkommener Gast zu sein. Michel hatte ihn schon erwartet. Er saß auf dem Schemel und hielt mit beiden Händen ein dünnes blaues Büchel fest. Während der Gast aus den geöffneten Schleusen seines Herzens die Kunde von seinem Glück hervorsprudeln ließ, ruhten die Augen und die Gedanken des alten Mannes auf dem blauen Büchel. Er hatte darüber mit Josef reden wollen.

Er war recht gealtert im letzten Sommer. So als ob jede Woche für ihn ein Jahr gewesen wäre, so bleich und fahl und feierlich wie er sehen greise Menschen aus, denen die innere Stimme sagt, daß sie den blassen Freund erwarten, der sie hinführen soll in sein stilles, ewiges Reich. Er sah diesmal ganz anders aus als sonst. Am Hinterkopfe waren die Haare dünn und wirr und feucht geworden und die Ohren standen sonderbar vom Kopfe ab. Sein Wesen hatte sich noch mehr verinnerlicht und den Sinn für die Außenwelt verloren. Der Greis hörte, was Josef sprach; doch es war, als vermochte er den Inhalt nicht zu erfassen. Erst allmählich schien er zu begreifen, was der Herr Baumeister zu Josef gesagt hatte und was das für Josef bedeutete. Er richtete nun die Augen empor und sie glänzten jetzt im Scheine einer tiefen und reinen Freude.

„Nu doo, doo!“ kam es von seinen Lippen. „Doas is gutt, doas is siehr gutt.“

Josef merkte den Freudenglanz in den Augen des Alten und begeistert und selig fuhr er fort und redete von den Sternen, die glückverheißend in sein Leben strahlten. Er versicherte, das er alle Zeit fest und treu zum Herrn Baumeister halten werde; denn der Herr Baumeister sei ein so guter, feiner und kluger Herr, wie es wohl auf der ganzen Welt keinen zweiten gebe.

Michel hatte schon einigemale versucht, ebenfalls über den Herrn Baumeister zu sprechen, war jedoch durch die heitere Beredsamkeit seines Gastes davon verhindert worden. Als er aber seine Gedanken ein wenig gesammelt und geordnet hatte, erklärte er, daß er etwas Wichtiges zu besprechen habe. Der wichtige Gegenstand, dem die Besprechung galt, war das blaue Büchel. Es bildete den besten der Schätze, die er in seinem bescheidenen arbeitsvollen Leben gesammelt hatte, und es war ein Schatz, der ihm noch im Jenseits einen Dienst leisten sollte, auf den er sich freute, wie das Kind auf den Weihnachtsabend.

„Ich muß dersch soan“, sprach er zu Josef, „'s foan ju plütze kumma... woas inser Herrgoot vierhoot — ma wees ju nich . . . ei drei Wucha

mußt De ju furt . . . und verlechste . . . ma foans ju nich wissa . . . Miet mir wiels halt nimeh . . . und asu ei dar Nacht — 's ruft mieh immer, ich sol kumma . . . Und doo is wäga mem Begräbnisse . . .“

Josef war erschrocken über diese Rede, die der alte Mann ruckweise hervorstieß. Er unterbrach ihn und meinte, so schnell käme der Tod nicht. Vater Michel werde und müsse noch einmal ganz gesund werden. Er habe es bloß zu schlecht auf der Welt. Das müsse ganz anders werden.

Als er so redete und weitersprechen wollte, überfiel ihn ein schneidendes Weh. Es ward ihm plötzlich wieder klar, daß sein alter Wohltäter für jede Hilfe unempänglich war. Wie gern hätte er schon lange die Hälfte seines Lohnes dahin gegeben, auf daß der Greis sich besser nähren und pflegen könne! Als er ihn so ansah, ahnte er schauernd, daß keine Rettung mehr möglich sei, — daß Vater Michel recht hatte, wenn er vom Ende sprach. Dem jungen Menschen war jetzt zu Mute wie einem des Schwimmens unkundigen Sohne, der seinen Vater in der Hochflut mit den Wogen ringen und untergehen sieht. Er bekämpfte das Weh und die Tränen, die ihm die Augen feucht machen wollten, und er hörte zu, was Vater Michel vom Begräbnis und von dem blauen Büchel sagte.

Das war das Sparkassenbüchel. Josef sollte es dem Herrn Baumeister mitnehmen. Der würde gewiß so freundlich sein, es aufzuheben. Wenn der Tod kommen sollte, so müßte doch jemand da sein, der für das Begräbnis sorge. Der Herr Baumeister, der immer so gut gewesen sei, werde es schon tun.

Josef hatte sich so sehr gefreut auf diesen Sonntag, und nun war das der traurigste Sonntag von allen. Alles, was Vater Michel sagte, gefiel ihm so wenig und schmerzte ihn so sehr, daß er sich versucht fühlte, gar nicht darauf zu hören. Aber er begriff, daß es sich um sehr ernste Dinge und um den letzten Willen des Mannes handelte, den er als Vater ehrte und liebte, und das veranlaßte ihn, genau acht zu geben auf jedes Wort.

„Vierundreißich Thoaler und a poar Viehma woarn schund sein zu Ustern. 's reecht ganz gutt . . . Soa's ock dam Herrn Baumeester, ich mechts asu — a wärd schund wissa — halt asu hoan, wie's mei Weib gehoot hoot . . . Halt a christlich Begräbnis mecht ich . . . Dar Soarch brauchd nich viel kusta . . .“

Er erzählte darauf, wie es bei seinem Weibe gewesen sei. Der Herr Pfarrer sei mitgegangen; drei Pulse seien geläutet worden; ein Jahr lang sei von der Kanzel jeden Sonntag die Fürbitte für sie verlesen worden, und fünf heilige Messen hätten für sie stattgefunden. Er habe stets geglaubt, Josef werde ihm das alles besorgen können; nun aber komme Josef zu

den Soldaten, und da sei nur der Herr Baumeister. Auf den könne er sich verlassen. Er ordnete noch allerlei für den Fall seines Todes an, wie es ein sorgsamer Erdenbürger tut, der mit dem Leben abgeschlossen hat. Als er fertig damit war, sagte er mit zitternder Stimme, daß jetzt nur noch ein Kummer ihn bedrücke. Josef wollte wissen, was für ein Kummer das sei. Da erhob sich Vater Michel vom Schemel, trat an den Burschen heran und reichte ihm die Hand.

„Versprich mersch, Junge! . . Du soast nischt vu wägn —“

Er stockte. Die Stimme wollte ihm versagen. Josefs Augen ruhten begierig fragend auf dem durchfurchten Greisenantlitz.

„Versprich mersch, wiederholte er nach einer Pause . . . Wäga dar Scheune . . . Kee Mensch sools wissa . . . ich hätte keene Ruhe nich eim Groabe . . .“

Josef verstand ihn. Er begriff die liebevolle Fürsorge, die dieser Mann ihm widmete, und Dankbarkeit und Rührung überwältigten ihn so plötzlich, daß er den Tränen nicht mehr gebieten konnte. Er drückte die Hand Vater Michels und gab das geforderte Versprechen. Da fühlte der Alte sich erleichtert; ein heiterer Schimmer ging über sein Gesicht, und er sagte, sich abwendend: „Tkund war mer Koffe kocha!“

* * *

Am Tage Allerheiligen geschah es. Da winkten und riefen sie nicht mehr in der Nacht, da wählten sie den lichten Tag, die Boten und Rufer aus dem Jenseits, und er sah die Zeichen und vernahm die Stimmen, und er ging mit friedfertigem, ahnungsreichem Herzen den Weg, den sie ihn wiesen.

Wer ergründet die unbekanntten Mächte, die Gehorsam von ihm forderten, und von denen er sich willig leiten ließ in die feuchte Tiefe? Was haben sie ihm verheißen — was ihm wunderliebes erzählt, welch ein überirdisches Licht haben sie in seine Seele ergossen, so daß sie voller Verklärung und seliger Erwartung war, als er den letzten Schritt tat — den furchtbaren Schritt, der allen, die davon hörten, unbegreiflich und namenlos entsetzlich erschien?

Josef hielt es nicht für möglich. Er hatte auf dem Wilhelmsplatz in Neisse mit andern Rekruten das Beinstrecken, das Marschieren und allerlei Beugungen eingeübt, und er war dabei so froh gewesen, weil er am Morgen seinen Freund Valentin gesehen und begrüßt hatte, und weil der Unteroffizier ihm wohlgesinnt zu sein schien. Er hatte sich mit Valentin, der bei der Infanterie diente, durch einen Wink verständigt, daß sie am Nachmittage

in der Freistunde einander treffen wollten. Von ihm hoffte er die schönsten Nachrichten und Grüße von Berta zu empfangen, und das stimmte ihn heiter und ließ ihn vergnügt sein. Als er mittags in die Kaserne kam, mußte er zum Feldwebel kommen, und dort traf ihn der niederschmetternde Schlag. Ein Brief war angekommen vom Herrn Baumeister. Der Herr Hauptmann hatte den Brief empfangen, und der Herr Hauptmann hatte mit dem Herrn Feldwebel darüber gesprochen. Josef hörte, was sich ereignet hatte, und er stand da, starr, mit offenem Munde, und er sah seinen Vorgesetzten fragend und ungläubig an, als mache dieser einen schlechten Scherz mit ihm. Er hörte, wie der Herr Feldwebel sagte, es sei zwar noch nie Mode gewesen, daß ein Rekrut schon nach vier Wochen Dienstzeit Urlaub bekomme; aber wenn er, der Josef, etwa um Urlaub bitten wolle, des Begräbnisses wegen, so würde der Herr Hauptmann kein Unmensch sein. Er solle sich dann freilich nicht einbilden, daß er zu Weihnachten schon wieder um Urlaub betteln könne. So fett speise man bei den Preußen nicht.

Josef nahm Urlaub. An Weihnachten dachte er nicht. Ihm war zu Mute, als ob die Welt für ihn zu Ende sei. Eine eiserne Beklemmung preßte ihm das Herz zusammen. Vater Michel sollte tot sein? — jetzt schon tot? — Das war doch unmöglich! — Und wenn Josef sich dann sagte, daß es wahr sei, — daß der Herr Baumeister es an den Herrn Hauptmann geschrieben habe, und daß er jetzt zum Begräbnis fahre, so ward ihm schwarz vor den Augen und schwarz in der Seele. Die ganze Welt war verödet, und alle Freude und alles Hoffen war tot. Er dachte, während er in der Eisenbahn saß, nicht nach; er weinte nicht, er brütete nur vor sich hin und blickte interesselos auf die spätherbstliche Landschaft. In die öde Trauer seines Gemütes tönte kein befreiender Ostergruß.

* * *

Am Tage Allerheiligen geschah es, daß sich das Geschick erfüllte, welches Michael Franzke in nächtlichen Stunden vorausgeahnt hatte.

Er ging zeitig in die Kirche. Im Hofe begegnete er der Nachbarin, seiner Hauswirtin. Sie sprach scherzhaft zu ihm: „Ihr wullt wull zuirscht ei a Himmel kumma, weil Ihr zuirscht ei de Kärche gieht?“

„'s rufft mieh ju immerzu“, entgegnete Michel.

Sie verstand nicht den Sinn dieser Worte, und sie sagte, es habe noch nicht geläutet.

Im Weitergehen äußerte Vater Michel, daß er sehr viel zu beten habe. Sie blickte ihm nach und sah, wie er sich mit der gesunden Hand fest

auf den Stock stützte und mit der franken die Mütze auf dem Kopf festhielt. Der Westwind blies ihn an, und der Alte neigte zum Schutze des Gesichtes tief den Kopf.

In der Kirche saß er, wie immer, auf seiner Seitenbank. Der Herr Pfarrer predigte über ein Kapitel, in welchem der alte treue Kirchengänger Bescheid wußte.

„. . . Und er sah eine unübersehbare Schar aus den zwölf Stämmen, jede an zwölftausend groß, und sie folgten, dem Lamm —“

Michael Franzke ward immer unruhiger; er sprach halblaute Worte und bebte in Verzückung.

„Wir müssen an jeglichem Tage und zu jeglicher Stunde darauf gefaßt sein, daß Gott durch seine Heiligen uns ruft. Wenn sie winken, dann kommt das Ende, und wir müssen auf Erden alles im Stich lassen, was wir besitzen und was uns Freude macht. Wenn wir aber ein rechtes und christliches Leben geführt haben, so werden wir jenseits des Grabes einen Empfang genießen, gegen dessen Glorie alle Freuden dieser Welt so nichtig sind, wie der Rauch in den Lüften. Wohl denen, die keine irdischen Schätze gesammelt haben, an welche ihre Herzen gebunden sind; sie werden leichter von hinnen scheiden wie die Reichen, denen die Trennung von ihrem Gelde und von ihren Gütern schwer fällt. Wer mit leeren Händen aus der Welt scheidet, kommt mit vollen Händen im Jenseits an. An jeglichem Tage und zu jeglicher Stunde müssen wir darauf gefaßt sein, daß Gott und die Lieben im Himmel uns winken. —“

Michael Franzke erregte durch sein seltsames Gehaben die Aufmerksamkeit der Frommen und auch der geistliche Herr auf der Kanzel hielt ein paar Augenblicke in der Predigt inne und sah nach der Ursache der Störung. Er mochte sich wundern, daß der Mann, der lange Jahre hindurch der beste und andächtigste Zuhörer bei den Predigten war, nun auf einmal den Frieden des Gottesdienstes beeinträchtigte. Franzke bemerkte nicht, daß er der Zielpunkt vieler Blicke war. Er hörte auch nicht mehr auf die Predigt; alle seine Sinne waren in Anspruch genommen von der Welt der Vorstellungen, welche die Priesterworte in seinem Gemüt erzeugt hatten. In visionärem Schauen blickte er wieder in die Höhe, und seinen Lippen ent-rangen sich Laute, als halte er Zwiesprache mit den Geistern, die sich ihm verkündeten.

Eine Frau, die in seiner Nähe saß, zupfte ihm am Ärmel und deutete nach der Kanzel hin. Sie wollte damit sagen, daß er still sein und acht geben solle. Franzke verstand die Deutung nicht. Er erhob sich von seinem Platze und schien irgend eine Weisung von der Frau zu erwarten. Sie zeigte abermals nach der Kanzel hin und Franzkes Augen folgten

jetzt dem Winke. Von dort her ertönte die Mahnung, daß wir dem Winken und Rufen der Heiligen jeder Zeit gern folgen sollen. So bitter uns auch der Tod erscheine, er bilde doch die Brücke, die uns aus dem Tale des Jammers über das Grab hinweg in das Reich des ewigen Lichtes führe. —

„Ju, ju, se winka!“ sagte der Alte zu der Frau. Darauf nahm er seine Mütze, wankte der nahen Thür zu und verließ die Kirche. Der Frau und andern von seinen Nachbarn, war das merkwürdige Wesen Vater Michels aufgefallen und sie wunderten sich, daß er mitten in der Predigt fortging. Da er sich aber in letzter Zeit immer ein wenig sonderbar gezeigt hatte, vergaßen sie ihn bald.

Wer weiß sie zu nennen, wer zu ergründen, wer zu begreifen, die Gewalten, die in seiner Seele geboren, von ihr genährt worden, riesenhaft groß geworden waren, alle anderen Seelenmächte unterjochten und ihn jetzt auf seinem letzten Pfade leiteten! Er schritt in den Tod; aber nicht wie einer, den der Spruch irdischer Richter dorthin sendet; auch nicht wie ein Märtyrer, der dulndend den Himmel erwerben will, er schritt in den Tod als ein Friedfertiger, mit dem Gehorsam und der Freude eines dienst-eifrigen Knechtes, welcher Weisung eines Höheren folgt, dem er untertänig ist. Er wankte hin zum Schulteiche, als sei ihm dieser Weg vorgeschrieben, als gäbe es keinen anderen Weg für ihn, als folge er den Winken unsichtbarer Gestalten, die nur für seine Augen sichtbar waren.

„Ju, ju, se winka, se winka! — Und er folgte dem Winken und dem Rufen.

* * *

In später Dämmerung trugen sie den Sarg aus der Beinkammer des Gottesackers zum Grabe hin. Kein Abendstern sah grüßend hernieder auf das traurige Begräbnis, und die Sonne hatte sich schon seit einer Stunde hinter den Nebeln des Horizontes verborgen. Klagend strich ein eisiger Wind durch die Reihen der Totenmale, und vom Himmel rieselte es feucht, als ob er weinen wolle.

Sie begruben einen Selbstmörder. Daher trugen die vier Träger den Sarg nicht auf den Schultern, sondern so, daß er höchstens eine Spanne über dem Erdboden schwebte. Mit Stricken, die sie um den Sarg geschlungen hatten, hielten sie die Last in der Schwebel. Die Glocken waren schweigsam und kein Priester gab dem toten Erdenpilger das letzte Geleite. Kein Weihwasser tropfte hinab und kein Weihrauch stieg empor in die ewigen Höhen. Kein Wort des Trostes und der Verheißung ward am Grabe gesprochen. Sie begruben einen Selbstmörder. Sie begruben ihn an den

Nordzaun des Gottesackers, an die unheilige Stelle, an welcher die Frevler modern, die nicht zu warten wußten, bis es Gott gefiel ihnen den erlösenden Tod zu senden.

Nicht allein der Himmel weinte, und nicht allein der Wind flagte. Ein Erdenkind stand am Grabe und war so voller Herzeleid, als ob es den Vater oder die Mutter verloren hätte. Es schluchzte und flagte so verzweiflungsvoll, so bittend und anklagend, als wollte es den Herrn über Leben und Tod zwingen, den Sarg zu sprengen und den Toten dem Leben zurückzugeben.

Viele waren gekommen, um den braven Alten zu ehren, obgleich er doch auf verbotenen Wege dieses Jammertal verlassen hatte. Doch keiner wußte so gut wie Josef, welcher Ehren der Tote würdig war. Er wußte, daß einer der allerbesten Menschen begraben wurde, und es wollte ihm nicht in den Sinn, daß der fromme herzensgute Vater Michel an einer Stelle liegen sollte, wo die Schlimmen und Bösen lagen. Er war so überwältigt vom Schmerz, daß er nicht mit einzustimmen vermochte in das Vaterunser, das der Totengräber angestimmt hatte. Josef war der letzte, der seine drei Handvoll Erde auf den Sarg hinunterwarf; dann verfiel er wieder in Schmerz und Brüten.

„Komm jetzt!“ sagte ein Herr zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Vorwärts, Josef!“ mahnte der Herr abermals. „Der hat jetzt den ewigen Frieden und ist glücklich. — Komm, wir werden sein Andenken in Ehren halten!“

Josef wandte sich vom Grabe ab. Hände streckten sich ihm entgegen und er griff nach ihnen und erwiderte die Grüße, die ihm in der traurigen Stunde dargebracht wurden. Die Menschen, welche dem Selbstmörder das letzte Geleit gegeben hatten, wußten alle, daß dieser der beste Freund des Kutschers Josef gewesen war. Sie hatten ihn auch stets als einen guten und frommen Mann geschätzt, und sie meinten, es sei bei ihm „nicht recht richtig“ im Kopfe gewesen. Kein verdammendes Wort fiel, und als sie sahen, daß der Herr Baumeister — dieser vornehme und angesehen Mann — am Begräbnisse teilnahm, da wurde die Achtung, die sie ohnedies für Vater Michel und für Josef hegten, noch größer.

Plötzlich war es Josef, als leuchtete in die Dunkelheit auf dem feuchtkalten Friedhofe ein strahlender Schein. Berta trat zu ihm. Mit beiden Händen ergriff sie seine Rechte und blickte ihm treuherzig und teilnahmsvoll in die Augen. „Dar Herr Baumeester hoots ins soan loon. De Mutter wär o siehr gärne mietegefumma; weil ader dar Voater frank is, doo muß se derheeme blein.“ — Josef war so bewegt, daß er nichts entgegen

konnte, und schweigend schritten die beiden jungen Menschenkinder dem Ausgange des Kirchhofes zu.

Auf der Straße, vor dem Kirchhofstore, wartete des Herrn Baumeisters Wagen. Der Herr Baumeister nötigte Berta und Josef einzusteigen. Die Fahrt ging zuerst nach Bauschwitz, und Josef genoß das Glück, fast eine Stunde dem geliebten Mädchen gegenüber zu sitzen. Der Herr Baumeister plauderte mit Josef und er suchte auch Berta mit ins Gespräch zu ziehen. Im Wagen war es so finster, daß Josef das Gesicht Bertas nicht sehen konnte; aber es strömten durch ihre Nähe Trost und Seligkeit in sein Herz.

Die Raschwitzer, die vom Grabe des alten Michel auf heimzu gingen, sprachen auf dem Wege von dem graufigen Tode des braven Mannes und alle meinten, daß kein Mensch wissen könne, was für ein Ende er einmal haben werde. Einige Frauen wollten gesehen haben, wie er in den Schul- teich gegangen und darin ertrunken sei. Am meisten Glauben fand die Erzählung der Kantormutter. Sie hatte am Allerheiligsten-Tage ihrer kleinen Enkelkinder wegen das Haushüten. Da habe sie vom Fenster aus gesehen, wie der alte Michel mitten im Teiche stand. Dann habe er sich im Wasser hingelegt, als ob er sich in ein Bett lege. Sie hielt es nicht für möglich, daß ein Mensch in dem seichten Teiche ertrinken könne, und es war ihr unbegreiflich gewesen, was ihn dorthin geführt hatte; sie dachte, er würde wieder herauskommen, weil er ein paarmal den Kopf und die Hände empor- rechte, ihr sei aber doch so furchtbar Angst geworden, daß sie schnell das Kind, das sie in den Armen hielt, ins Bett legte, hinaus auf die Straße lief und mit aller Kraft ihrer Stimme um Hilfe schrie. Da sei auch gleich der Prägel, der Barbier, der zufällig drüben beim Jonas-Schneider gewesen war, gelaufen gekommen. Man wisse ja, was für Freigeister der Prägel und der Jonas seien, und daß sie sogar am Allerheiligsten Tage die liebe Kirche nicht nötig haben; das aber müsse sie sagen, daß der Prägel ohne Zaudern in den Teich gesprungen sei, um den alten Michel zu retten. Es sei halt leider schon zu spät gewesen; wahrscheinlich habe den alten Mann der Schlag gerührt. Betrunknen sei er wohl nicht gewesen; denn er habe doch nie Schnaps getrunken. Also müsse er wohl närrisch geworden sein. Alle stimmten dieser Ansicht bei, und alle meinten, kein Mensch könne wissen, was einst mit ihm geschehe und was für ein Ende er nehmen werde.

* * *

Gleich verworrenen Traumbildern zogen die Begebenheiten während der beiden Urlaubstage an Josefs Gemüt vorüber. Er hatte, seit Vater

Michel in der Erde lag, in kurzen Stunden viel erlebt und viel erfahren, und alles war gut und lieb und trostreich. Er empfand die Wohlthat solcher Beglückung, und dennoch war es, als ginge ihn alles nichts an, als sei er nur ein teilnahmsloser Zuschauer. Er saß bei Baumeisters in der Stube und der Herr Baumeister war freundlich, die Frau Baumeister noch freundlicher, und die Toni, die er so oft im Handschlitten gefahren hatte und die sich schon wie ein kleines Fräulein vorkam, plauderte mit ihm und ließ sich seinen Säbel zeigen. Sie fragte ihn, ob er wieder zu ihnen komme, wenn er nicht mehr Soldat sein werde, und als er mit dem Kopfe nickte, flatschte sie fröhlich mit den Händen und sagte, er müsse dann immer bei ihnen bleiben.

Später, als der Baumeister mit Josef allein war, redeten sie von dem Begräbnis. Eigentlich redete nur der Baumeister. Josef hörte, in träumerisches Sinnen versunken, auf die Worte seines Herrn, und er glaubte alles, was dieser sagte. Er glaubte gern, daß auch der Herr Pfarrer den Vater Michel hochgeschätzt habe, ihm aber das christliche Begräbnis verweigern mußte, weil das Gesetz der Kirche in Betracht kam. „Und wenns mein eigener Bruder gewesen wäre, ich hätte nicht anders handeln können!“ so hatte der Herr Pfarrer gesagt. Von Herzen gern hätte der Herr Pfarrer den innigsten Wunsch erfüllt, den Vater Michel für seine Person hegte — den Wunsch, nach einer gnadenreichen kirchlichen Bestattung. Doch ein ärztliches Attest habe gefehlt. Wenn der alte Mann in den Tagen seiner letzten Krankheit einen Arzt gehabt hätte, so würde dieser wahrscheinlich bescheinigt haben, daß der Patient im Irrensinn in den Tod gegangen sei, ein solches Attest habe gefehlt. —

Bei diesen Worten brach in Josefs Innern ein Sturm von Empfindungen los, der ihm das Blut ins Gesicht und zugleich die Tränen in die Augen trieb. Er empfand es als einen bitteren Vorwurf, daß Vater Michel keinen Arzt gehabt hatte. Wer anders als er — er, der ihm so viel zu danken hatte, hätte ihm einen Arzt bestellen sollen! Er klagte sich schwerer Undankbarkeit an. Dabei aber fiel ihm ein, daß Vater Michel nie eine Gefälligkeit annehmen wollte, die mit Geldkosten verknüpft war. Und wer hätte denn auch geglaubt, daß er so sehr krank gewesen sei und daß es so kommen würde!

Josef versiel in trauriges Sinnen, und die Worte des Baumeisters gingen an seinen Ohren vorüber. Er horchte erst wieder auf, als dieser einen ganz anderen Ton anschlug.

„Er war ein braver Mann, und Du wirst auch immer ein braver Mann sein, dadurch ehrt Du den Toten am besten, und Du hast stets ein so reines Gewissen wie er. — Wir wollen Freunde bleiben!“

Der Baumeister reichte ihm die Hand, und Josef drückte sie voll Rührung.

„Wenn Du immer treu zu mir hältst, so halte ich auch zu Dir. Und wenn Du die Berta heiratest, kriegst Du drüben im neuen Hause eine hübsche Wohnung. Mit drei Stuben werdet ihr wohl genug haben. Die Berta ist ja ein feines Mädel, der muß man's schon ein bißel hübsch einrichten.“

Er lachte, und Josef lachte auch, aber mit nassen Augen. Alle Trauer war plötzlich aus seinem Gemüt entwichen, es war ganz voll Fröhlichkeit und Seligkeit. Er genoß in Gedanken die hohe Ehre, ein Freund des Herrn Baumeisters zu sein, und der Himmel der Zukunft hing ihm voller Glück und Geigen. Schmerzlich wirkte nur das Bewußtsein in ihm, daß der Mann nicht mehr lebte, dem er sonst immer freudenvoll erzählt hatte, wie er geehrt und geachtet wurde, und der dann immer selber ganz glücklich darüber gewesen war. O, wenn doch Vater Michel das gehört hätte, was der Herr Baumeister jetzt gesagt hatte! Aber er hatte ja die Berta! Die sollte alles wissen. Er wollte ihr alles erzählen, wenn sie einmal zu Valentin nach Neisse kommen würde. Nein, das dauerte zu lange! Sie mußte es bald wissen. Er wollte es ihr schreiben, heute noch, eh' er sich schlafen legte. Drei Stuben — ein feines Mädel — wir wollen Freunde bleiben — — ach er wußte sich kaum zu halten vor lauter Glück! —

Als Josef am andern Morgen zurück zu den Soldaten fuhr, nahm er eine goldene Fülle von Hoffnungen mit. Die Leuchtkraft dieses Glückes war so stark, daß es verklärend wirkte auf das dunkle Leid — auf die Trauer um den geliebten Toten.

* * *

Glücklich, wer Altäre erbaut hat in seinem Herzen! Sie sind mit geweihten Kerzen geschmückt, und ein Sonnenstrahl kann alle die Kerzen auf den Altären entzünden, und alle Herzenskammern sind dann auf einmal voll Licht. Das gleiche Wunder kann ein Stern vollbringen, auch ein lieber Blick, oder ein schöner Gedanke, oder ein trautes Erinnern.

Alte Sagen erzählen uns von Teufeln, die nicht dulden wollten, daß Gotteshäuser erbaut wurden. Diese bösen Feinde rissen nachts nieder, was fromme Maurer und Zimmerleute am Tage mit Fleiß geschaffen hatten; oder sie wollten nicht dulden, daß die zum Himmel weisenden Turmspitzen mit dem Kreuze gekrönt wurden. Sie verübten allerlei höllische Streiche, mußten aber zuletzt den Engeln weichen, die als unsichtbare Be-

schützer den Bauleuten zur Seite standen. Ein ähnlicher Kampf von guten und bösen Mächten hatte jahrelang getobt in dem Herzen eines Knaben, der, wie die Leute in Raschwitz meinten, als Galgenstrick zur Welt gekommen war. Der Sohn der Lumpenliese hatte alle Anlagen zum Verbrecher gezeitigt, und er wäre wohl im Zuchthause verkommen, wenn nicht die Engel den Kampf aufgenommen hätten mit den bösen Geistern, die das junge Herz regierten. Sie wählten als Bundesgenossen einen guten, gottestreuen Mann, und sie waren Sieger, und sie verwandelten das Herz in eine Kirche mit goldenen Altären. Die bösen Mächte sind verschucht, und wenn die Kerzen auf den Altären brennen, dann ist das ganze Herz voller Frieden, Andacht und Weihe und voller Glück. Selbst die heilige Totenkerze trägt bei zu diesem Glück. Was das Grab verschlungen hat, ist dem Herzen nicht verloren; es lebt darin weiter, als ob es nicht gestorben wäre.

Auf Vater Michels Grabe blühen herrliche Blumen, und die Blumen werden von treuen Händen gepflegt. Die Sonne muß wohl eine besondere Freude haben an dem Grabe des Selbstmörders, denn sie verleiht seiner Blumenzier die wunderbarste Farbenpracht, die höchste Schönheit. Die Sonne ist keine Richterin.

Alle Tage seines Lebens ist sich Josef dankbar und selig bewußt, daß der Segen des Mannes, den er als Vater geehrt hat, auf seinem Haupte ruht. Auch sein liebes Weib fühlt das und seine Kinder sollen es erfahren. Wenn die kleine herzigen Dinger, die alle drei frisch und rosig und lieb aussehen, mit den Eltern am Grabe stehen, falten sie andächtig ihre Patschhändchen, und die Älteste, die Gretel, ahnt es schon, daß sie auf heiligem Boden weilt. Sie sieht am Blick des Vaters und liest es aus dem Antlitz der Mutter; auch vernimmt sie es aus den Worten, die Vater und Mutter miteinander wechseln. So spricht sie freudig und mit Eifer das Gebet für den lieben Vater Michel, das ihr gelehrt worden ist. Der Geist des alten Vater Michel ist der Schutzgeist dieser gesegneten Familie geworden.

Herbert Urban wird von keinem guten Geiste geführt. Daher sind sie ihm unbekannt die Pfade, die allein zum Glück und zum Heil führen — die der Liebe und der Pflicht. — Als unglücklicher Glücksjäger irrt er jenseits des großen Wassers in der Welt umher. Ihm hat keiner gesagt, daß er eine Kirche erbauen solle in seinem Innern, und wenn es ihm gesagt worden wäre, so hatte er den Rat nicht verstanden; denn er ist nicht geboren fürs Glück. Er ist der Erbe seines Vaters — der Erbe des Geldes, der Erbe des Fluches, der auf dem Gelde ruht, und der Erbe des öden dünkelfvollen Herzens. Den Reichtum hat er vergeudet und verspielt im Leichtsinne der Jugend; die Freunde, die seine Genossen waren in tollen Nächten —

stießen ihn von sich, als einen Ehrlosen, und er entfloh von der Heimat und von der Mutter fort in eine fremde Welt. Wo wird einst des Wander-
müden letzte Ruhestätte sein? —

Josef regiert auf dem großen Bauhose seines Herrn. Er mißt Hölzer aus, liefert den Polieren das Material, dessen sie bedürfen, verkauft Bretter, Bohlen und Brennholz, verhandelt mit Holzlieferanten und hilft Sonnabends dem Buchhalter bei der Lohnauszahlung. Der ehemalige Kutscher ist eine Respektsperson geworden, und wird als solche von den Zimmerleuten, den Maurern und Arbeitern willig anerkannt. Sie erblicken in ihm einen wohlwollenden Vermittler zwischen sich und dem Herrn Baumeister. Josef ist ein Glücklicher. Eine immerwährende Freude quillt ihm aus dem Bewußtsein, daß er eine gute, gesicherte Stellung bekleidet, wodurch er seinem lieben Weibe ein sorgenfreies, behagliches Leben und seinen Kindern eine lichte, freudige Jugend bereiten kann. Mit Stolz und froher Genugtuung ist seine Seele erfüllt durch die Freundschaft und das große Vertrauen, das er vom Herrn Baumeister genießt, wie auch durch die Achtung, die ihm, dem einst so mißachteten und gleich einem armen Tiere mißhandelten Josef, dem Sohne der Lumpenliese — jedermann angeeignet läßt.

Josef ist vom Vater Michel zum Glücklichen erzogen worden. Das war eine schwere Erziehung, doch sie hat zum schönsten Ende geführt.

In Mußestunden plaudern Josef und Berta oft und gern von der Vergangenheit. Berta weiß von jener schrecklichen Nacht, in welcher die Hobelspäne im Schuppen brannten, sie weiß alles. — Vor ihr hat Josef kein Geheimnis. Wohl hat er Vater Michel gelobt, über diese düsterste Stunde seines Lebens gegen jedermann zu schweigen, aber mit leichtem Gewissen hat er mit Berta darüber gesprochen, da sie doch keine Fremde, sondern ein Teil seines selbst ist.

Wenn Josef vom Vater Michel erzählt, ist er stets erfüllt von heiliger Ehrfurcht und flammender Begeisterung. Berta schlingt dann beide Arme fest um den Hals ihres Mannes, blickt ihn treuherzig an und erwidert, daß dies alles ein großes Wunder Gottes sei, denn der liebe Gott habe ihm den guten Vater Michel zugeschiedt.

* * *

Drei Kinder spielen auf dem Holzhose.

„Neuen Tall baun!“ gebietet Franz, von dem es heißt, daß er ein Baumeister werden wird. Vorläufig hat's noch gute Weile, denn der kleine Künstler zählt noch keine drei Jahre. Aber die Schwestern gehorchen ihm, wenn sie auch schon viel größer sind. Sie helfen aus Holzabschnitten den

Stall bauen und bringen auch gleich das nötige Vieh herbei. Henkel von zerschlagenen Töpfen sind die Pferde und Kühe, Henkel von Kaffeetassen die Ziegen und Schafe.

„Grete, Minchen, Franzel!“

Von der Freitreppe her erschallt der dreifache Ruf — und Gretel, Minchen und Franzel lassen Stall und Vieh im Stich und rennen jubelnd, mit aufgehobenen Händen zur Frau Baumeister, die ihre Pate ist. Auch Fräulein Toni kommt herbei und hält ein Körbchen hoch: „Mittebringe!“

Sechs strahlende Augen blicken auf das Körbchen. „Was möchte der Franzel haben?“

Franzel weiß schon was kommt: „Lade und Bonbon“. Jedes bekommt eine süße Gabe, und Gretel noch extra etwas für die Mutter.

Und mit Husch und Entzücken stiebt der kleine Schwarm zum Garten hin, wo die Mutter weilt.

Chronik.

1. **Juni.** In einer außerordentlichen Stadtverordneten-Versammlung in Kosel unter dem Vorsitz des Stadtverordnetenvorstehers Justizrat Büchs wird entsprechend dem Antrage der Turnhallenbau-Kommission beschlossen, zum Bau einer Turnhalle nebst Wärterwohnung 27 000 Mark zu bewilligen, und ist die Summe mit 15 000 Mark aus dem Turnhallenbaufonds, mit 9 000 aus dem Wasserwerkfonds und mit dem Reste aus dem Anleihefonds zu entnehmen. Die Turnhalle wird in dem „Birkenwäldchen“ errichtet werden. Mit den Weiterausführungen wird die Turnhallenbau-Kommission beauftragt. Der Zuschlag wird dem Bauunternehmer Franz Kozick in Kosel für das Mindestgebot von 22 088,77 Mark erteilt. (Oberschl. Anz.)
3. **Juni.** Unter Führung des Bergassessors Busch aus Zaborze besuchen 13 Studierende der technischen Hochschule, darunter ein Japaner, die Anlage des Ostfeldes der Königin Luisegrube über und unter Tage.
7. **Juni.** Laut Meldung des Oberschl. Anz. von diesem Tage hat die Königshütte umfangreiche Aufträge zur Lieferung von Brücken in verschiedenen Größen erhalten. Eine größere Anzahl hiervon sind für Bahnbauten und Flußüberführungen nach China bestimmt und zwar nach Schantung. Um den gestellten Anforderungen gerecht zu werden, müssen in der Brückenbau-Anstalt die Arbeiter zu Überstunden herangezogen werden.
10. **Juni.** Grundsteinlegung der neuen katholischen Kirche in Schomberg.
— Die Tageszeitungen melden: Der oberschlesische Berg- und Hüttenmännische Verein hat auf Anregung des Oberpräsidenten betreffend Zahlung der für die Technische Hochschule in Breslau gezeichneten Beiträge der Oberschlesischen Montanindustrie beschlossen, von der Gesamtsumme des seitens der Oberschlesischen Montanindustrie gezeichneten Beitrages von 500 000 Mark für das Jahr 1903/04 einen Teilbetrag von 125 000 Mark zu zahlen.
11. **Juni.** Bürgermeister Schindler in Friedland O.-S. legt plötzlich sein Amt nieder.
14. **Juni.** Der Turnverein in Pittschen feiert sein vierzigjähriges Bestehen.
16. **Juni.** Der Gemeinde Deutsch-Piekar sind aus dem schlesischen Freikurgelderfonds 25 000 Mark als Beihilfe zum Schulbau überwiesen worden.
27. **Juni.** Eröffnung der Provinzial-Jubiläumsausstellung des Generalvereins schlesischer Geflügelzüchter und der 6. Geflügelausstellung in Neisse. Mit der Geflügelausstellung waren zugleich Sonderausstellungen von Tier- und Singvögeln, von Kunst, Wissenschaft, Literatur und Geräten aus dem Gebiete der Geflügelzucht, und von Kaninchen verbunden. Nach der Eröffnung der Ausstellung fand ein Brieftaubenfliegen auf der Strecke Neisse-Salzbrunn statt.

29. **Juni.** Das neuerbaute Amtsgerichtsgebäude mit dem Gefängnis in Myslowitz wird mit einer kleinen Feier seiner Bestimmung übergeben.
30. **Juni.** An Lohn- und Vorschußzahlungen wird in Georgenberg O.S die Polizeistunde für sämtliche Kleinhandlungen mit Spirituosen, sowie für die Gast- und Schankwirtschaften hinsichtlich derjenigen Räume, in welchen der Ausschank gewöhnlichen Branntweins einschließlic des Ziders betrieben wird, auf 4 Uhr nachmittags festgesetzt. (Schl. Zeit.)
-